Frankfurter Illustrierte

16. Mai 1959 · Nr. 20 · 50 Pf
Frankfurt am Main · 47. Jahrgang · Österreich S 4.-



... und ein Ausblick auf die neuesten Bademoden im Innern dieses Heftes

Frankfurter Illustrierte
Nr. 20 vom 16. Mai 1959



Lieber Leser!

Sie kennen die Geschichte von dem Mann, dem auf einer Trambahnplattform ein anderer auf den Fuß stieg. „Sie könnten sich auch entschuldigen!" sagte er empört. Und der andere, baß verwundert: „Ich hab' doch hoppla gesagt!"

An der Höflichkeit gebricht es hierzulande allenthalben. Jeder von von uns hat schon den geradezu schaurigen Augenblick erlebt, in dem man freundlich grüßend ein Eisenbahnabteil betritt und nichts erlebt als ein mürrisches Schweigen. Ein Platz ist noch frei.

Immer noch mit einem Rest von Höflichkeit versehen, murmelt man: „Ist da noch...?" Wenn dann jemand neben dem freien Sitz ein Stückchen beiseite rückt, mit einem Blick, als wolle jetzt ein Aussätziger Platz nehmen, dann hat man schon viel gewonnen.

Es wäre hier das Beispiel eines resoluten Reisenden zu empfehlen, der einen letzten freien Platz mit einem Koffer belegt fand und mit honigsüßer Freundlichkeit fragte: „Gehört der Koffer jemand von Ihnen?" und dann, als das große weiße Schweigen ausbrach, mit der freundlichen Feststellung: „Na, dann gehört er also niemandem!" das Gepäckstück einfach aus dem Fenster warf.

In Läden geht es oft ähnlich her. Man tritt ein, man grüßt. Die Inhaberin hat sich gerade ins Nebengelaß zurückgezogen, vielleicht weil sie ein Pfündlein Dörrobst abwiegen will. Der Laden steht voll von Taubstummen. Und man kommt sich gedemütigt vor.

Dabei kostet Höflichkeit nichts. Sie strengt nicht einmal an. Das Wort, das in der Schweiz am meisten im Schwange ist, heißt „gern". Und du wirst doch keinen Laden verlassen, selbst wenn du nur eine Schachtel Streichhölzer gekauft hast, ohne daß dir ein „Dankeschön" nachklingt. Reine Floskeln, nichts als Geschäftstüchtigkeit? Möglich, aber es wärmt.

Auch die barschen Schilder in unseren Anlagen passen sich der allgemeinen Härte an – als ob auf diesen Tafeln kaum Raum für das Wörtchen „Bitte" wäre. Statt dessen scheint hinter jedem Satz der Büttel zu drohen: „Verboten ist..., bestraft wird..."

Das Leben ist rauh genug. Höflichkeit ist das Öl des Daseins. Wir sollten viel netter zueinander sein, meint

Ihre Redaktion



Schmutziger Krieg vor der Haustür

Probleme unserer Zeit

Die Fememörder sind unter uns

Wir leben doch nicht in Algerien!

Ein Mann steht an einem Wagen, ein scheuer Blick, ein verdächtiger Griff. Passanten gehen vorüber, achtlos. Was geht es sie an? Aber morgen... morgen wird der Besitzer des Wagens vielleicht seinen Zündschlüssel in den Anlasser stecken, wird umdrehen und — ein greller Blitz, ein Knall, ein gellender Schrei. Dann die Sekundenstille des Entsetzens. Der Mann auf dem Fahrersitz sinkt tot zusammen. Auf dem Bürgersteig liegt stöhnend ein schwerverwundeter Arbeiter. Nichts Böses ahnend ging er zur Frühschicht. Ein Deutscher wie du und ich, ist er ein Opfer des Algerienkrieges geworden. Müssen wir fürchten, daß dies zu einem alltäglichen Bild wird?

Unser Land ist ein Treffpunkt von Fememördern, Geheimagenten und Waffenschmugglern geworden. Was aber geht uns der schmutzige Krieg vor unserer Haustür an? Nun, er geht uns schon einiges an, denn:

1. Deutsche Waffenhändler sind es, die Karabiner, Maschinengewehre oder Granatwerfer nach Algerien liefern.
2. Deutsche Fremdenlegionäre sind es, die mit diesen Waffen getötet werden.
3. Deutschland ist es, das rund 3000 Algeriern Zuflucht vor dem Zugriff der Polizei in Frankreich geboten hat.

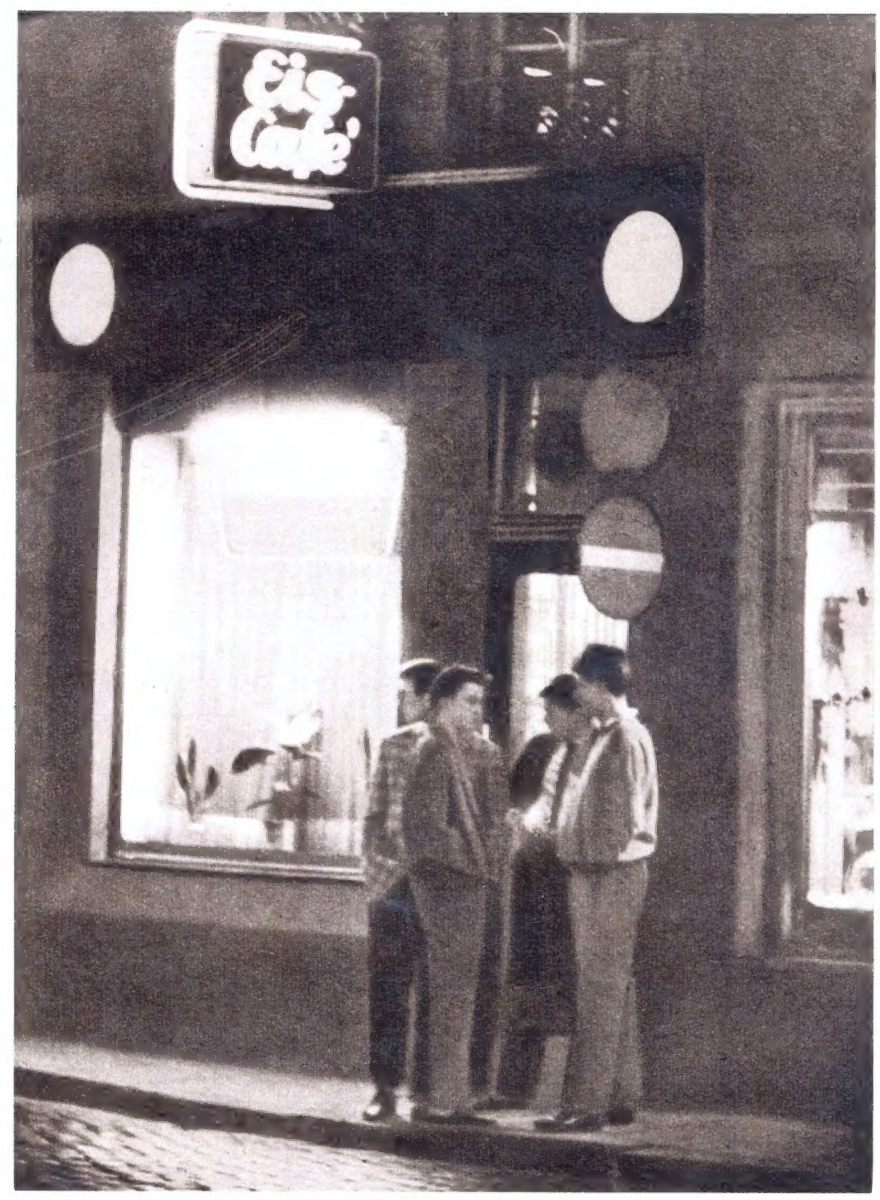
„Politisch Verfolgte genießen Asylrecht", so steht es im Artikel 16 des Grundgesetzes, aber das darf nicht als Einladung an Dunkelmänner beider Fronten des Algerienkrieges gelten, ihre Fehden auf deutschem Boden auszutragen.

3. 6. 1957. Heimtückischer Sprengstoffanschlag auf Waffenfabrikant Schlüter. Ein Attentat, wie man es gemeinhin nur aus Gangsterfilmen oder Kriminalromanen kennt, hat sich am Montagmorgen im Hamburger Stadtteil Eppendorf ereignet. Als der 37 Jahre alte Waffenfabrikant und -kaufmann Otto Schlüter seinen Wagen bestiegen hatte, explodierte eine an dem Fahrzeug unsichtbar angebrachte Sprengladung.

1. 10. 1958. Schiffsexplosion im Hamburger Hafen. An Bord des im Hamburger Hafen liegenden deutschen Frachters „Atlas" hat sich in der Nacht zum Mittwoch eine Explosion ereignet. Die Schiffswand wurde unter der Wasserlinie erheblich aufgerissen, so daß der 2700-Tonnen-Frachter nach starkem Wassereinbruch Schlagseite erhielt und schließlich zu kentern drohte. Das Schiff hat sich sogar inzwischen auf Grund gelegt.

5. 11. 1958. Attentat in Bad Godesberg. Am Mittwochvormittag gegen 10.15 Uhr ist an der sogenannten Diplomatenrennbahn zwischen Bonn und Bad Godesberg auf offener Straße von zwei bisher unbekannten Männern auf einen in einem Personenwagen fahrenden Algerier ein Attentat verübt worden.

3. 3. 1959. Attentat in Frankfurt. Bei der Explosion einer Bombe ist am Dienstagmorgen in Frankfurt am Steuer seines Wagens der 43 Jahre alte Deutschbalte Georg Puchert getötet worden. Puchert soll als Kaufmann angeblich Geschäfte in Nordafrika gemacht haben.



Beethoven wohnte nebenan. In der Nachbarschaft der Bonner Touristenattraktion Nr. 1, des Geburtshauses des großen Komponisten, treffen sich in einem Café viele Algerier, über deren Tätigkeit immer ein letzter Schleier des Geheimnisses liegt. Gerade in Bonn sind die Agentennetze dicht verwoben.

NATIONALE BEFREIUNGSFRONT (ALGÉRIEN)

NATIONALE BEFREIUNGSARMÉE (ALGÉRIEN)

FREMDENLEGIONARE !



Friedrich HILGENBERG geboren [illegible]-1934 in Duisburg, Homborn. - 1er R.E.C. - Engagiert in der Legion am 7-9-1954 - Desertiert den 20 Juilli 1958.



Hans MULLER geboren den 14-8-1934 in Arnsgereut, Thuringen. - 1er R.E.C. - Engagiert den 19-2-1954 in Landau, Pfalz - Desertiert den 20 juili 1958.



Klaus-Dieter SCHUTTE geboren den 24-7-1936 in Berlin - 1er R.E.C. - 2ème Compagnie - Engagiert in der Legion 3-9-1957 - Desertiert 26 juili 1958.

Die Nationale Befreiungsarmee spricht zu euch :

Personliche, oftmals tragische motive haben euch dazu getrieben, soldaten der franzosischen armée zu werden.

Als opfer einer gewissenlosen propaganda führt ihr heute in Algerien einen unbarmherzigen Krieg gegen ein Volk das im Begriffe steht, sich seine Freiheit und seine Unabhangigkeit zu errigen.

Ihr durchstreiftet die Stadte und die Agrargebiete unseres Landes und sahet dabei allenthalben die kolonialistischen Grossgrundbesitzer mit ihrem schamlosen Reichtum protzen. Im Verlauf der militarischen Operationen die man euch zu unternehmen befahl, entdecket Ihr aber auch das abgrundtiefe Elend in dem das algerische Volk nach 128 jahren kolonialer unterdruckung dahinvegetiert.

FUR WEN AND FUR WAS KAMPFT IHR ALSO ? URTEILT SELBST !

Damit ihr auch weiterhin euer leben für die Privilegien einer Handvoll franzosischer Kolonialisten auf's spiel setzt, lügen euch eure vorgesetzten vor, die Algerier seinen rückstandige, primitive Fanatiker.

Als ihr in die Fremdenlegion eintratet, wolltet ihr der ehre und der Würde dienen, doch man missbraucht euch als wohlfeile Soldner in allen Kolonialkriegen. Man benützt euch als die Wachthunde, als die henker eines Regimes der unterdückung : und nicht als die beschützer von recht und gerechtigkeit. Die durchführung der schmutzigsten, der verachtlichsten auftrage überlasst man euch...

HABT IHR UBER ALL DAS HABT IHR UBER DIE WAHRE LAGE ALGERIENS UND DER ALGERIER SCHON EINMAL NACHDACHT ? ES IST HOHE ZEIT DASS IHR EUCH AUFRAFT UND ES TUT !

Die Nationale Befreiungsarmee die ihr bekampft, ist ein Volksheer, das heer eines Volkes das sich erhoben hat um ein unertraglich gewordenes joch abzuschütteln, das heer eines Volkes das fest entschlossen ist, unabhangig zu werden !

Schmutziger Krieg vor der Haustür

Er kehrt nicht mehr zurück. Ein Deutscher? Vielleicht. Lieferte ein deutscher Waffenhändler das Gewehr, das ihn getötet hat? Vielleicht. Legionärsschicksal! Hart und unbarmherzig ist der Kampf in Algerien, furchtbar sind die Anklagen geflüchteter Legionäre über die vielen Grausamkeiten auf beiden Seiten des Krieges.

...ale Befreiungsarmee ist ein heer das sich fur eine gute und gerechte sache schlagt. ...t, fur die in euern Landern noch unlangst ihr selbst und eure Vater zur Waffe grif-

...ale Befreiungsarmee appelliert daher an euer Ehrgefuhl, an euern Gerechtigkeitssin, ...Grosse der sache fur die das algerische Volk kampft, verstehen lernt !



...F.L.N. Hilgenberg und Muller für die formalitaten um ruckkehr ins Vaterland.

...ARE ! Kehrt der Armee die Eure Ehre mit Füssen tritt, den Rücken !
... Ihr noch in einer Legion zu suchen, in der Ihr tatt ls Soldaten als Soldk-
...an de und der Ungerech tigkeit dient ?
... uns herüber und werdet frei sein !
...onale Befreiungsarmee wird Euch beschützen und gibt Euch ihr Ehren-
... Euch zur Rückkehr in die Heimat oder in das Land Eurer Wahl verhel-

LAISSEZ-PASSER

...attants algériens !
...êtes tenus de faciliter le passage et la circulation de tout légion-
...soldat français qui quitterait les rangs de l'armée française pour re-
...eux de l'Amée de Libération Nationale.

Le Commandement de l'A. L. N.

... ! Werft dieses flugblatt nich fort, bewahrt es sorgsam auf, es wird ...rief dienen !

Fahrkarte in die Heimat



Deutsche Waffen sind in Algerien sehr begehrt. Insbesondere der Karabiner 98k und das MG 42 eignen sich nach Aussagen algerischer Waffenaufkäufer gut für den Kleinkrieg. Die Algerier kaufen einen großen Teil ihres Kriegsmaterials in der Bundesrepublik, wo sie mit Waffenhändlern wie Puchert, der schließlich einem Anschlag zum Opfer fiel, gerne in Verbindung treten.





Die Rebellenwitwe Farida Petroni, eine hübsche, junge Frau mit einem schweren Schicksal, setzt sich gleich vielen ihrer Mitschwestern leidenschaftlich für den Freiheitskampf ihres Volkes ein. Viel Not, Elend und Grausamkeit haben diese schönen Augen gesehen, viel Leid, von dem wir wenig erfahren, und nur die blutigen Fehden vor unserer Haustür erinnern gelegentlich daran, daß irgendwo 2000 Kilometer weit von uns ein erbarmungsloser Krieg geführt wird.



Julias Balkon in Verona verwandelte sich bei den unglücklich Liebenden von heute in eine Feuerrettungstreppe, wie sie in New York sehr oft zu sehen ist.



„West Side Story", das amerikanische Musical von „Romeo und Julia", kam vom Broadway nach London

Die feindlichen Familien, die in Shakespeares Drama das Los der Liebenden bestimmen, sind in „West Side Story" zu zwei jugendlichen Banden geworden, die einen privaten, rücksichtslosen Krieg führen. In der einen Bande sammeln sich die in New York geborenen weißen Jets, in der anderen die farbigen aus Puerto Rico stammenden Sharks.

Auf einem Ball, auf dem sich die beiden Gruppen begegnen, trifft Romeo, ein Mitglied des Jets, Julia, die zu den Sharks gehört. Es ist wie bei Shakespeare: Liebe auf den ersten Blick. Aber dies entfacht nur den Haß der Gruppen zu neuen Gluten, und bei einem Messerkampf fallen die beiden Häuptlinge. Den Liebenden schenkt nur der Traum Erfüllung. Und nur im Traum söhnen sich die Gruppen aus (Bild unten), denn Romeo wird von seinen Gegnern verfolgt, bis auch er tot zu Boden sinkt.



Die jungen Künstler, die wir in Deutschland nicht kennen, haben in London einen sensationellen Erfolg gehabt. Man muß vom Beginn einer neuen Ära des Musical sprechen, denn die Vorstellung von der Nachbarschaft zur Operette läßt sich hier nicht mehr aufrechterhalten. Das Musical „West Side Story" ist — wie zu Zeiten Richard Wagners dessen Musikdrama — ein modernes Gesamtkunstwerk.

Getanzte Kampfszenen wirken rhythmisch, sind von großer Präzision, und doch geht nichts an ursprünglicher Leidenschaft dabei verloren. „Hier sind Tanz, Musik und Wort keine getrennten Kunstarten, sondern alles Ausdrucksmittel eines einzigen komödiantischen Menschen: des singenden Schauspielers, des spielenden Tänzers, des tanzenden Sängers", wie es unlängst ein deutscher Dramaturg formulierte.



Zu unserem Titelbild

Bademoden 1959



Haben Sie noch ein etwas aus der Mode gekommenes Baby-doll-Kleid im Schrank? Vielleicht brauchen Sie es nur ein Stück kürzer zu machen und schon besitzen Sie ein schickes Strandmäntelchen, ähnlich wie dieses.

Ein solches Hütchen hatten Sie vermutlich auf, als sie einst in den Kindergarten gingen. Inzwischen ist man älter und seriös geworden, nur in den Ferien am Strand steigt uns wieder der kindliche Übermut zu Kopf.

Haben Sie schöne Beine? Dann dürfen Sie die Dame rechts auf unserem Bild zum modischen Vorbild nehmen. Andernfalls: siehe links.

Bikini oder einteiliger Badeanzug? Das ist in diesem Sommer keine Mode-, sondern eine Gewissensfrage. Beide liegen gleichberechtigt im Schaufenster nebeneinander. Fragen Sie den Spiegel, wie Sie sich entscheiden sollen. Im Zweifelsfalle immer für den „Einteiligen" (links).

◀ „Pack' das Badepelzchen ein!" wird der treusorgende, kapitalkräftige Ehemann seiner Frau zurufen, wenn es diesen Sommer an die See geht. Gewitzte Kürschner haben sich etwas ganz Neues ausgedacht: die Après-Swim-Jacke. Links sehen Sie eine aus südwestafrikanischem Persianer in Marineblau, wie sich das so am Meer gehört. Ob sie nicht zu heiß ist im Sommer? Fragen Sie einmal die Dame. Sie wird Ihnen vermutlich erklären, daß die Schafe ihr Fell ja auch unter afrikanischer Sonne getragen haben. Welcher Frau ist es in einem eleganten Pelz je zu warm geworden! Kürschner kennen eben ihre Pappenheimer. Modell Kunze.

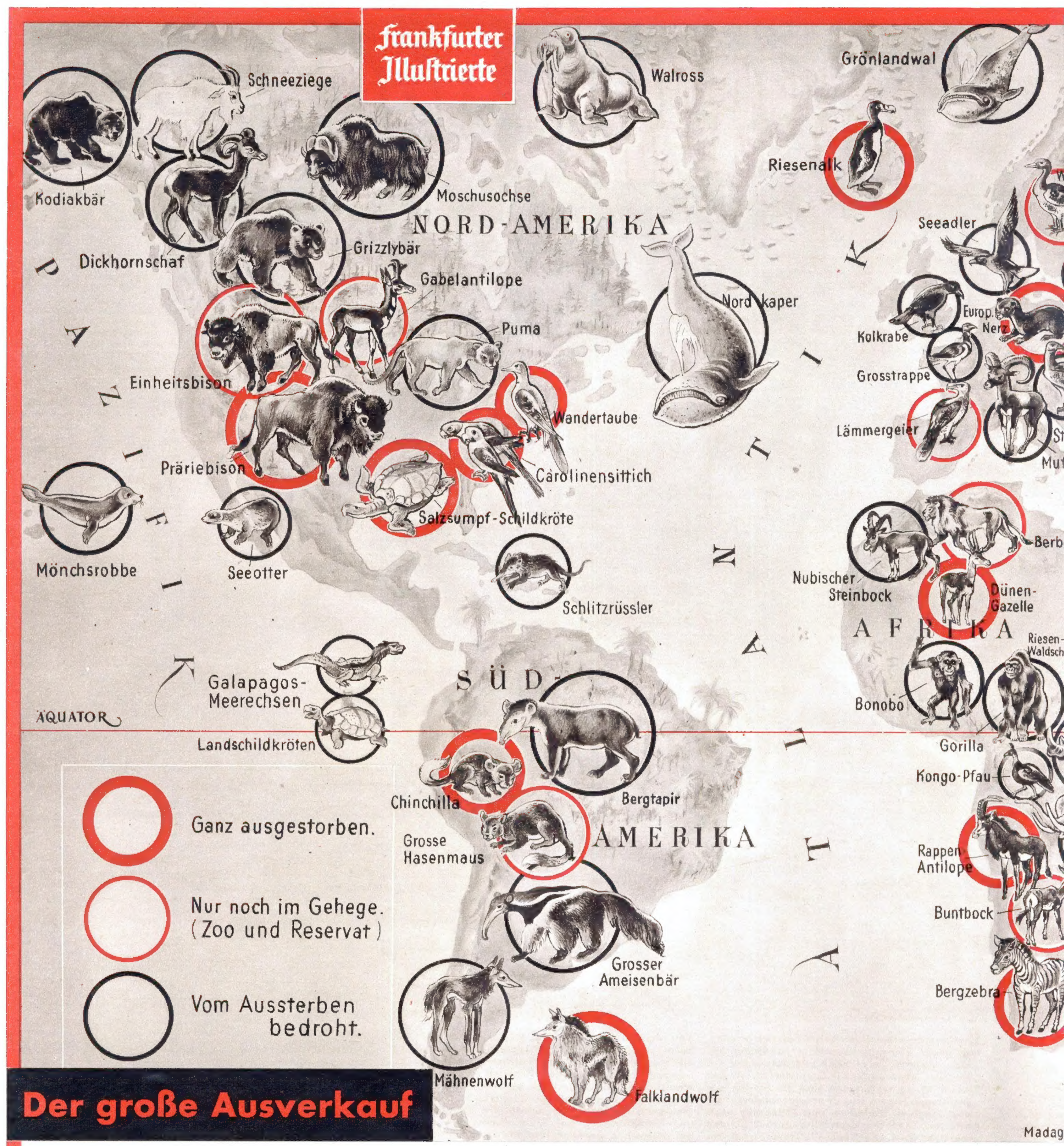
Aufnahmen Mondial Presse (3), Latar (2), Gundlach (1)

„Erlaubt ist, was gefällt", kann man mit Goethe zur Strandmode dieses Sommers sagen. Der Bikini ist inzwischen selbst an südlichen Gestaden behördlich geduldet. Wieweit dieses stoffsparende Etwas jedoch Gefallen findet, hängt allein vom makellosen Wuchs der Trägerin ab. Wer nicht über die Körpermaße einer badenden Venus verfügt, sollte sich lieber im einteiligen Badeanzug in die Fluten stürzen. Auch für Strandkostüme gilt die Regel, daß Ausgezogensein durchaus nicht immer anziehend wirkt.

Grausame Jagd 2. Teil



Die „Frankfurter Jllustrierte" hat sich wiederholt gegen die mißbräuchliche Ausübung der Jagd gewendet. So nützlich und notwendig ein geregelter Abschuß für die Gesunderhaltung der Tierart ist, so verheerend sind die Folgen der „grausamen Jagd", wie sie von verantwortungslosen, illegalen Schießern und Wilderern auch heute noch in schwer kontrollierbaren Gegenden praktiziert wird. Je seltener die Tierart wird, um so begehrter ist ihre Trophäe. Die Jungen von Großtieren werden hochbezahlt, sind aber meist nur zu fangen, wenn man die wehrhafte Mutter abschießt. So wie das Büffelkalb auf unserem Bild für die wilden Fänger eine leichte Beute ist, nachdem das Muttertier gemeuchelt wurde, so sterben jährlich Tausende von führenden Weibchen: Menschenaffen, Elefanten, Giraffen, Büffel, Antilopen und andere. Fast überall auf der Erde gehen die Bestände der freien Tiere zurück. Unser Schaubild auf der folgenden Seite gibt über diese alarmierende Tatsache einen Überblick. Ein halbes Hundert größerer Tierarten sind in den ersten Jahrzehnten des begonnenen Jahrhunderts erloschen. Gegenwärtig sind es etwa 28 Arten, die aufs höchste bedroht sind, und von denen man sagen kann, daß es sie in absehbarer Zeit nicht mehr geben wird. Gewiß, Panzernashorne, zentralasiatische Wildpferde, Halbesel und Hasenmäuse sind wirtschaftlich kaum wichtig, aber kann man dieses Problem nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten beurteilen? — Die Psychologen sagen, daß der Bilderreichtum der menschlichen Seele und damit ihre Phantasie und Schöpferkraft am Ende eine Folge des Reichtums und der Gestaltenfülle der Erde sind. Man muß erwarten, daß die Erdenbewohner um so mehr entseelt und mechanisiert werden, je mehr ihr Lebensraum an freiem Tier- und Pflanzenleben verarmt. Vielleicht leben wir heute in der letzten irdischen Phase, in der die Entfaltung freien Lebens überhaupt noch möglich ist. Vielleicht muß die wachsende Menschheit die Tierwelt zwangsläufig verdrängen und erdrücken, so daß kommende Generationen die Tiere nur noch in den zoologischen Gärten bestaunen können. Aber die Wissenschaftler in aller Welt sind der Meinung, daß ein modernes, aufgeklärtes Geschlecht Verpflichtungen gegenüber seiner Vergangenheit hat, und daß man bei gutem Willen die Entgötterung der irdischen Natur wenn schon nicht aufhalten, so doch beträchtlich hinausschieben kann.



Der große Ausverkauf

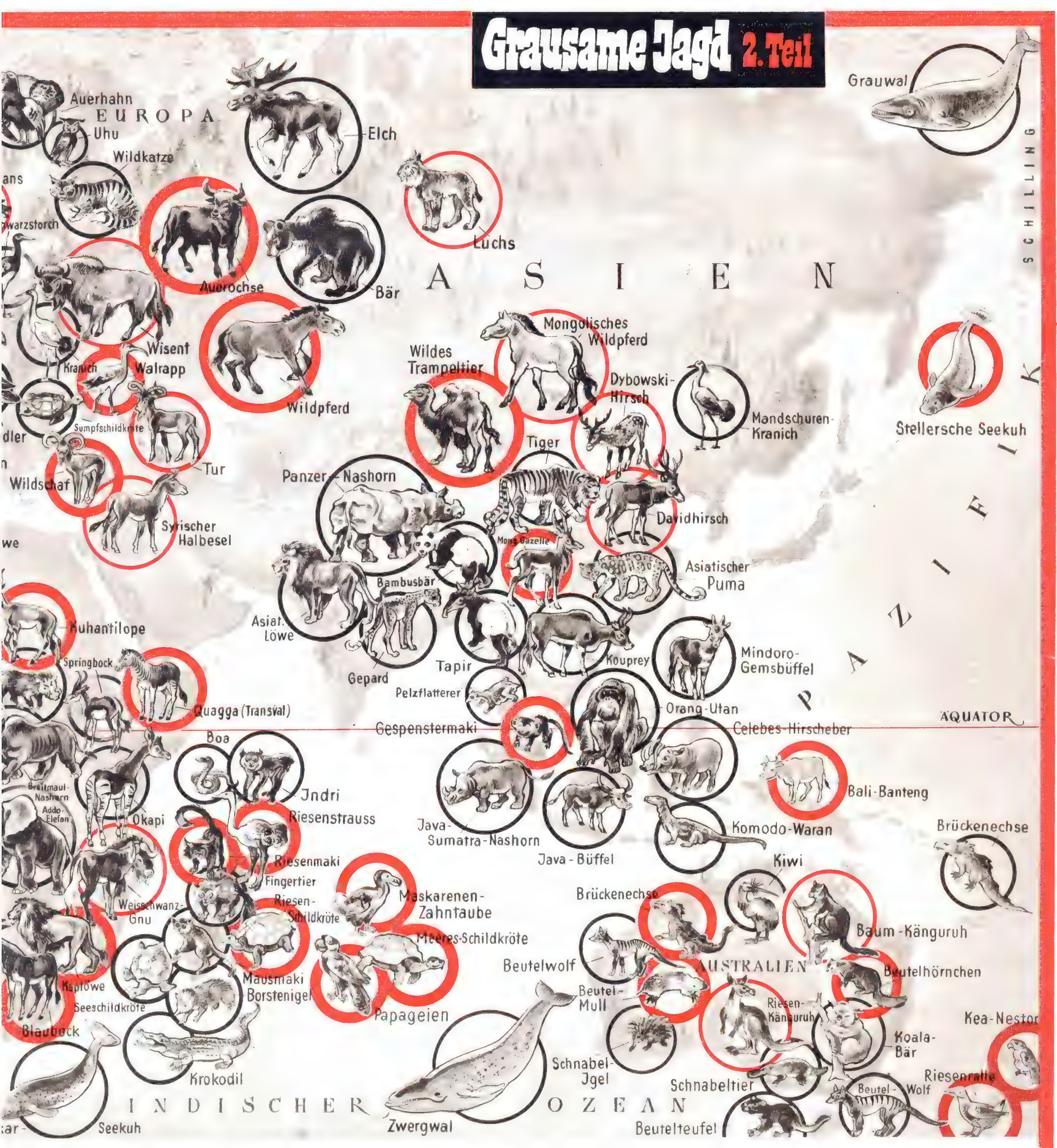
Solange Tiere auf der Erde leben — rund 330 Millionen Jahre lang —, sterben Arten aus und neue kommen dazu. Mehrere Male hat sich das Klima ganzer Erdgürtel geändert. Was sich nicht anpassen konnte, mußte zugrunde gehen. Es kamen neue Geschlechter, hervorgegangen aus primitiveren alten und trugen das Leben weiter. Es gab Herrschaftsperioden der Einzeller, es gab ein Zeitalter der Fische, dann herrschten jahrmillionenlang die Echsen. Im Jura kamen die Vögel hinzu, und erst in der Erdneuzeit bahnte sich das Zeitalter der Säuger an. Das Aussterben eines Tiergeschlechts in der Vorzeit hatte gewiß ganz selten Katastrophen zum Anlaß. Der Mensch ist innerhalb der Schöpfung der Jüngste. Er lebte Jahrtausende lang mit und zwischen den Tieren, ohne einen Einfluß auf ihre Verbreitung zu nehmen. Die Naturverwüstung beginnt erst mit den steigenden Volkszahlen, da erst riß der Mensch, da er mehr nahm, als er für sich und die Seinen brauchte, empfindliche Lücken. Unsere Karte gibt einige Beispiele:

Die Stellersche Seekuh, ein im Meere lebendes, acht Meter langes Huftier, weidete in riesigen Herden die Tangwiesen des Behringmeeres ab. Sie wurde im Jahre 1741 von G. W. Steller, einem Naturforscher aus Windsheim in Franken, entdeckt. Aber schon 14 Jahre später wurden die letzten Tiere von Robbenschlächtern erschlagen. Die Art ist für immer erloschen.

Der amerikanische ‚Indianerbüffel' der Bison, lebte noch im 19. Jahrhundert in Millionenherden in Nordamerika und Mexiko. Nach dem Bau der großen, den Kontinent kreuzenden Bahnlinie wurden die gewaltigen Tiere zu Tausenden abgeknallt, ihre Kadaver verfaulten auf der Steppe. Anfangs schnitt man wenigstens noch die Zunge heraus, die als Leckerbissen galt. Später unterließ man auch dies. Der Reichtum schien nie zu versiegen. Im Jahre 1894 gingen die letzten Präriebisons ihrem Untergang entgegen. Da kam endlich das lang ersehnte Schutzgesetz. Aber nur mit Hilfe des noch etwas zahlreicher vorhandenen Waldbisons gelang es, die Art als solche zu retten. Beide Rassen vermischten sich, und heute leben mehr als 20000 Bisons in Naturschutzgebieten Nordamerikas. Aber die Überlebenden sind zoologisch gesehen Mischlinge, „Einheitsbisons".

Den mächtigen Waldstier, den Wisent, gab es bis in die Neuzeit hinein in freien Beständen im Wildgatter von Bialowize. Doch fiel diese Herde in den

Grausame Jagd 2. Teil



Wirren nach dem ersten Weltkriege unter den Kugeln von Wildererbanden. Damals lebten in den einsamen Stellen des Kaukasus noch einzelne Tiere frei. Der letzte Stier besuchte regelmäßig die zahmen Kühe einer Almherde. Er starb, und wir besitzen nichts mehr als einige wenige Tiere in zoologischen Gärten.

Der Ur oder Auerochse, die Ahnenform unseres Hausrindes, starb in Europa schon früh aus, weil er als Geschöpf der offenen Landschaft dem Menschen mehr ins Gehege kam als sein Vetter, der Wisent, der tiefe stille Wälder bewohnte. Im frühen Mittelalter war der Auerochse das königliche Jagdwild, und noch im 13. Jahrhundert kam Urfleisch regelmäßig auf die Tafel der Mönche von St. Gallen. Die Kaiser des ausgehenden Mittelalters hüteten das Wildrind bereits als kostbare Seltenheit in großen Freigehegen. Wer einen Ur wilderte, verfiel dem Tode durch den Strang. Aber die Erkenntnisse der modernen Tiergärtnerei fehlten noch. Die letzte freie Urkuh starb im Jahre 1627 im Walde von Jaktorowka.

Das Tarpan, das europäische Urwildpferd, ist als Stammvater des Hauspferdes für uns hochinteressant. Im Jahre 1851 gab es noch 20 Tiere im Kreis Cherson am Dnjepr. Bereits 1866 aber fand man in den dortigen Steppengebieten kein einziges Wildpferd mehr. Die russischen Bauern hatten alle erschlagen, weil die wilden Hengste die zahmen Stuten aus den Hürden nachts in die Freiheit entführten.

Das Quagga, ein Mittelding zwischen Pferd und Zebra, lebte, als die holländischen Buren das Gebiet der heutigen Südafrikanischen Union zu besiedeln begannen, dort in zahllosen Herden. Die Siedler schossen die Tiere als Sonntagsvergnügen zu Tausenden zusammen. Man zog ihnen die Haut ab und benützte sie als Getreidesäcke. Bis zum Jahre 1883 dauerte es, bis europäische Kreise wach wurden. Da war gerade das letzte Tier von unwissenden Bauern erschlagen worden. Die Art ist für immer dahin.

Der Wildesel der Atlas-Länder, aus dem schon die alten Ägypter den Hausesel erzüchteten, ist in Freiheit ausgerottet. Der nordafrikanische Wildesel ist als Art erloschen, und vom nubischen Wildesel scheinen nur noch wenige zu überleben. Vom Somali-Wildesel wurden in der jüngsten Zeit noch einzelne Tiere in

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 46)

Ein Volk, ein Reich,



Im Jahre 1924 Hitler in seinem Buch „Mein Kampf“: „Deutsch-Österreich muß wieder zurück zum großen deutschen Mutterland, und zwar nicht aus Gründen irgendwelcher wirtschaftlicher Erwägungen heraus. Nein, nein: Auch wenn diese Vereinigung, wirtschaftlich gedacht, gleichgültig, ja selbst wenn sie schädlich wäre, sie müßte dennoch stattfinden. Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich.“

So wurde der Anschluß erzwungen

Unter der ungeheuerlichen Anklage „sittlicher Verfehlungen“ steht der Generaloberst Werner Freiherr von Fritsch, der abgesetzte Oberbefehlshaber des Heeres, vor dem Reichskriegsgericht. Diese Intrige, von Himmler und Göring inszeniert, ist Teil einer Aktion zur Ausschaltung der Opposition innerhalb der Wehrmacht, gleichsam eine Säuberungsaktion ohne Genickschuß, die letzte Phase der Machtergreifung. Die zögernden Generale aber, die immer noch die Träger der bewaffneten Macht sind, verpassen ihre Chance, für die Diffamierung eines Repräsentanten ihrer Kaste von Hitler Rechenschaft und Genugtuung zu fordern. Als am 17. März – fünf Tage nach der „Heimkehr“ Österreichs – die vor einer Woche abgebrochene Verhandlung gegen den Generalobersten fortgesetzt wird, müssen die Generale schweigen. Denn man kann nicht gegen einen Mann rebellieren, der einen alten deutschen Traum verwirklicht hat.

Donnerstag, den 17. März 1938. Vor einer Woche hat Generalfeldmarschall Hermann Göring das Kriegsgerichtsverfahren gegen den entlassenen Generalobersten Werner Freiherr von Fritsch wegen des „Verdachts sittlicher Verfehlungen“ mit den Worten unterbrochen: „Das Reichsinteresse erfordert, die Verhandlung zu vertagen.“

Inzwischen sind deutsche Regimenter



21. Mai 1935 Hitler erklärt in seiner außenpolitischen Rede vor dem Reichstag: „Deutschland hat weder die Absicht noch den Willen, sich in die inneren österreichischen Verhältnisse einzumengen, Österreich zu annektieren oder anzuschließen.“



15. März 1938 Ansprache Hitlers auf dem Heldenplatz in Wien: „Ich kann somit in dieser Stunde dem deutschen Volk die größte Vollzugsmeldung meines Lebens abstatten. Als Führer und Kanzler der deutschen Nation melde ich vor der deutschen Geschichte nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich.“



ein Führer

11. Juli 1936

Deutsch-österreichisches Freundschaftsabkommen.

1. Im Sinne der Feststellungen des Führers vom 21. 5. 1935 anerkennt die deutsche Reichsregierung die volle Souveränität des Bundesstaates Österreich.
2. Jede der beiden Regierungen betrachtet die in dem anderen Lande bestehende innerpolitische Gestaltung, einschließlich der Frage des österreichischen Nationalsozialismus, als eine innere Angelegenheit des anderen Landes, auf die sie weder unmittelbar noch mittelbar Einwirkung nehmen wird.

12. Februar 1938

Hitler in einer Unterredung mit dem österreichischen Bundeskanzler Schuschnigg: „Ich werde die sogenannte österreichische Frage lösen, und zwar so oder so! — Sie werden doch nicht glauben, daß Sie mich nur eine halbe Stunde aufhalten können!"

11. März 1938

Hitlers Weisung für das „Unternehmen Otto": „Ich beabsichtige, wenn andere Mittel nicht zum Ziele führen, mit bewaffneten Kräften in Österreich einzurücken . . . Sollte es zum Widerstand kommen, so ist er mit größter Rücksichtslosigkeit durch Waffengewalt zu brechen."

Liebe Frankfurter Illustrierte

Die Redaktion behält sich bei Zuschriften, die in dieser Rubrik veröffentlicht werden, das Recht der Kürzung vor.

Leserstimmen zu unserem Reichskanzlei-Bericht

Eine Schwarz-Weiß Malerei

Ihre Serie „Hinter den Kulissen der Reichskanzlei" ist so grotesk in Schwarz-Weiß-Manier geschrieben, daß man sich erstaunt fragt, was Sie bewogen haben kann, dieses unseriöse Machwerk des H. S. Hegner abzudrucken. Im übrigen scheinen Sie sehr mit der Vergeßlichkeit Ihrer Leser zu rechnen. Vielleicht lesen Sie einmal Ihre Artikelreihe aus dem Jahre 1941, die den bezeichnenden Titel führt: „Hinter den Kulissen der Kabinette und Generalstäbe" – Schwarz-Weiß-Malerei damals wie heute, nur mit umgekehrten politischen Vorzeichen. Dr. F. B., Gifhorn

Kollektivscham

Nachdem wir Antinazis zwölf Jahre lang den Mund halten mußten und jedes Wort der Kritik uns das KZ oder noch Schlimmeres bescherte, sind die ewig Vorgestrigen schon wieder dabei, das Verbrecherische des Naziregimes vertuschen zu wollen und sich über Ihre Veröffentlichung der trüben Vergangenheit aufzuregen. Der Weg der „Verdrängung" ist ja auch der bequemste. Aber ein Volk, das mit dieser schmachvollen Vergangenheit fertig werden soll und will, kann die Gefahr, in eine solche Barbarei zurückzufallen, nur abwenden, wenn es den Mut aufbringt, auch seiner trüben Vergangenheit ins Auge zu sehen und sich darüber Rechenschaft abzulegen. Unser Bundespräsident hat einmal bei einer passenden Gelegenheit den Vorwurf unserer Gegner über unsere Kollektivschuld abgelehnt, aber er hat das passende Wort der „KOLLEKTIVSCHAM" geprägt, die uns Deutschen wohl anstehen würde. Eine solche Scham kann nur der empfinden, der die schauerlichen Geschehnisse zur Kenntnis nimmt, an ihnen leidet und sie nicht einfach bequemerweise verdrängt. Nur auf diesem Wege ist eine moralische und politische Besserung des deutschen Volkes zu erreichen. Dr. W. B., Lindau/B.

„Der ‚böhmische' Gefreite hat Deutschland gerettet!"

Wenn man heute eine Illustrierte kauft, so findet man nichts anderes als erlogene, mit niederträchtigen Beleidigungen gegen das Dritte Reich gespickte Tatsachenberichte, die einen anständigen Menschen direkt anekeln. Der sogenannte „böhmische" Gefreite hat dieses ruinierte Deutschland gerettet. Daß es zum Kriege kam, war nicht Hitlers Schuld. B. B., Sonthofen/Allgäu

Gefährliche Anzeichen

Aus den Zuschriften zu Ihrem Reichskanzlei-Bericht sind mir besonders drei aufgefallen, zu denen ich etwas sagen möchte. Sie trugen die Überschriften: „Eine üble Schmiererei", „Vaterlandslose Gesellen" und „Ein Vaterlandsverräter". Diese Meinungen der Einsender sollten jedem deutschen Staatsbürger genug besagen. Das sind die giftigen Reste einer glorreichen Zeit der NSDAP. Es ist höchste Zeit, daß hier die Zügel straffer gefaßt werden müssen. Die Hitler-Ära ist Gott sei Dank vorbei und für diesen Zauber haben wir heute alle noch zu zahlen. K. T., Kleebach

Keine Dienststelle des NS-Nachrichten-Dienstes

Zu der in der Ausgabe 11 der „Frankfurter Illustrierten" vom 14. März 1959, Seite 14, wiedergegebenen angeblichen Äußerung des früheren österreichischen Sicherheitsministers Fey, die „Deutsche Revisions- und Treuhand-Gesellschaft" in München sei (im Jahre 1934) eine gefährliche Einrichtung des damaligen NS-Nachrichtendienstes gegen Österreich gewesen, müssen wir auf folgende Feststellung Wert legen:

Unsere Gesellschaft, die „Deutsche Revisions- und Treuhand-Aktiengesellschaft" hat in der Vorkriegszeit, also auch im Jahre 1934, in München keine Niederlassung oder Geschäftsräume sonstiger Art unterhalten; sie ist zu keiner Zeit und auch nicht an anderen Orten eine Einrichtung des NS-Nachrichtendienstes gewesen. Unsere Gesellschaft hat vielmehr ihre Berufstätigkeit stets im Rahmen der für Wirtschaftsprüfungsgesellschaften zulässigen Arbeitsgebiete ausgeübt.

Deutsche Revisions- und Treuhand AG, Frankfurt (Main)

Für spätere Zwecke aufgehoben

Auch Sie können mit Ihren ausländischen Märchen vierzehn Jahre nach Beendigung des Krieges keine Verwirrung mehr stiften, denn es gibt in der Bundesrepublik nur noch wenige Dumme, die Ihnen solchen Stoff abnehmen. Für spätere Zwecke sind aber einige Ausgaben Ihres Bilderbuches aufgehoben worden, um sie für eine wichtige Sammlung zu verwenden, damit wir zu anderen Zeiten wissen, welche Geister vor und hinter den Kulissen der Theaterbühne des heutigen bundesrepublikanischen Wunderlandes gestanden haben, und den Versuch machten, das deutsche Volk zu fellachisieren. K. Sch., Velbert

Berufssoldaten sollten keine Politik machen

Ihren Dokumentarbericht, der wirklich sehr interessant ist, lese ich als das, was er ist: Memoiren aus unserer jüngsten Geschichte, die wir nicht vergessen dürfen, denn sonst besteht die Gefahr, daß wir noch einmal in die gleichen Fehler verfallen wie damals. Nur bei der Beschreibung des 30. Juni 1934 mangelte es meiner Ansicht nach an einer tiefgehenden Analyse. Tatsache ist jedoch, daß alle Beteiligten ausnahmslos aus den gleichen Kreisen stammen. Sie waren alle Berufsoffiziere. Deshalb glaube ich sagen zu können, es ist nicht gut, daß Berufssoldaten sich in die Politik einmischen, da sie automatisch den Fehler mitbringen, alle politischen Vorgänge zuerst von der militärischen, d. h. von der Seite der Gewalt beurteilen. T. H., Düsseldorf

Hinter den Kulissen der Reichskanzlei

unter dem Jubel der Bevölkerung in Österreich einmarschiert. „Die Ostmark ist ins Reich heimgekehrt", so lautete die offizielle Formulierung für den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich. Dieses weltpolitische Ereignis wirft seine Schatten bis in den Gerichtssaal im ehemaligen Preußischen Herrenhaus in der Leipziger Straße in Berlin.

Für die zweite Sitzung des Reichskriegsgerichts sind wieder zahlreiche Zeugen geladen. Den Vorsitz führt Hermann Göring. Neben ihm sitzen der Generaladmiral Raeder, Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, und die beiden Senatspräsidenten beim Reichskriegsgericht, Dr. Sellmer und Dr. Lehmann.

Tödliche Drohung

Draußen, in der Leipziger Straße, flutet der Großstadtverkehr vorbei, hier im Sitzungssaal wagt niemand, auch nur ein lautes Wort zu sagen. Göring eröffnet die Sitzung. Mit besonderer Spannung erwarten das Gericht, die Verteidigung und die ausgewählten Zuhörer, zu denen sich jetzt auch der Reichsjustizminister Dr. Gürtner gesellt hat, die Vernehmung des Rittmeisters von Frisch. Er und nicht der Generaloberst von Fritsch war das Opfer des Erpressers. Frisch wird aus der Haft vorgeführt. Seine Angaben deckten sich vollkommen mit den ursprünglichen Behauptungen des Zuchthäuslers und Erpressers Schmidt, der von der Gestapo als Kronzeuge gegen den Generalobersten „präpariert" worden war.

Der Rittmeister hat, trotz Mißhandlungen bei der Gestapo, seine ersten Aussagen dem Verteidiger des Generalobersten gegenüber niemals geändert. Erneut schildert er, wie er von dem inzwischen zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilten Schmidt auf schamlose Weise erpreßt worden sei. Doch der von Kriminalkommissar Meißlinger instruierte Erpresser behauptet, es handle sich um zwei verschiedene Fälle. Der Fall Frisch habe mit dem Fall Fritsch nichts zu tun.

Senatspräsident Dr. Sellmer fragt einen als Zeugen von der Verteidigung geladenen Gestapo-Beamten, ob es richtig sei, daß seine Dienststelle bereits am 15. Januar die Wohnung des Rittmeisters von Frisch ausgemacht und auch dessen Konto-Auszüge bei der Bank beschlagnahmt habe. Der Kommissar muß dies zugeben, erklärt aber, für die Verhandlung und die Beweisführung sei das unwichtig, denn man habe bis jetzt noch keine Zeit gefunden, die Ergebnisse der Nachforschungen zu bearbeiten...

Eine zweite Frage, ob es zutreffe, daß die Gestapo den Generalobersten auch auf seiner Reise nach Ägypten beobachtet habe, bestreitet der Zeuge. Göring befürchtet zu Recht, daß der Verteidiger, Graf von der Goltz, die Agentenberichte aus Ägypten gelesen haben könnte, und ermahnt den Gestapobeamten betont freundlich: „Sagen Sie doch lieber, daß Ihnen nichts darüber bekannt ist."

Schließlich wird dem Erpresser Schmidt die Frage vorgelegt, ob ihm die Gestapo gedroht habe. Zögernd antwortet Schmidt:

„Man hat mir jesacht, wenn ick nich' zu meine Aussage steh', dann jibt es morjen eene Himmelfahrt..."

Der im Saale anwesende Kriminalkommissar Meißinger wird sofort dazu verhört Er ist klug genug, den Vorfall nicht abzustreiten: „Das ist richtig, es handelt sich hier nur um eine drastische Wahrheitsermahnung." Man glaubt ihm die „drastische Wahrheitsermahnung" aufs Wort.

Am zweiten Tag der Verhandlung steht auf der Liste der Zeugen nur noch ein Name: ein „Berufskollege" von Schmidt, dessen Ladung die Verteidigung beantragt hat. Er soll sozusagen als „Sachverständiger in Erpressungsfragen" aussagen.

Der Zeuge ist bereits einmal vernommen worden. Niemand ahnt, welche Sensation sich anbahnt. Graf von der Goltz, der Verteidiger des Generalobersten, hat das Protokoll beim Studium der Gerichtsakten entdeckt. Die Gestapo hat wahrscheinlich vergessen, dieses Dokument zu beseitigen.

„Ja", erklärt der Mann betreten, „Schmidt hat mir erzählt, daß er einen hohen Offizier in Lichterfelde aufs Kreuz gelegt hat. Den Namen weiß ich nicht mehr. Aber ich bin nicht hingegangen. Ich mache solche Sachen nämlich nicht professionell."

„Woher wissen Sie, daß das Opfer von Schmidt in Lichterfelde wohnte?"

„Ich bin doch mit Schmidt durch die Straße gegangen und dabei hat er mir die Wohnung gezeigt und gesagt, hier wohnt der Mann. Er ist Offizier."

Es ist die Wohnung des Rittmeisters von Frisch, daran ist nicht zu zweifeln. Goltz läßt auch nicht locker. „Wie war denn das?" dringt er weiter in den Zeugen.

„Ja, der Schmidt hat mir gesagt, bei dem lohnt es sich. Da ist etwas zu holen. Er hat eine Pflegerin und außerdem bekommt man noch einen Schnaps."

Das Spiel verloren

Dieser unbedeutende Nebensatz entscheidet den Prozeß. Frisch hat eine ständige Pflegerin und bereits bei seiner ersten Vernehmung – wie auch hier im Gerichtssaal wieder – gab er zu Protokoll: „Ich habe dem Schmidt ein Glas Schnaps angeboten. Man müht sich ja mit einem solchen Kerl, sich einigermaßen gutzustellen..."

Hier tritt plötzlich die ganze Verlogenheit dieses Prozesses offen zutage. Denn alle sogenannten Indizien, die man gegen den Generalobersten zusammentragen wollte – und selbst so unscheinbare Kleinigkeiten wie jenes Gläschen Schnaps – all diese Indizien weisen immer nur auf den Rittmeister von Frisch. Nichts, aber auch nicht das geringste, konnte die gegen Fritsch erhobene Anklage bisher bestätigen. Selbst Göring scheint an dieser Stelle zu erkennen, wie der Prozeß langsam aber sicher in sich zusammenfällt. In dieser Erkenntnis richtet er sich plötzlich auf und schreit den Erpresser Schmidt an: „Sie sind der verlogenste Mensch, der mir je vorgekommen ist. Glauben Sie denn, uns noch weiter belügen zu können?"

Doch Schmidt bleibt fest. Erst als Göring dem Erpresser sein Wort als Generalfeldmarschall gibt, es werde ihm nicht das geringste geschehen, wenn er nun endlich die Wahrheit sage, gesteht Schmidt:

„Jawohl! Ick habe Ihnen anjelogen. Ick war nur bei Rittmeister Frisch. Den Herrn Jeneral da hab' ick nie jesehen..."

Im Saal herrscht atemlose Stille. Kriminalkommissar Meißinger sieht betreten zu Boden. Diese Partie hat die Gestapo verloren. Jetzt bleibt nur übrig, den falschen Zeugen Schmidt „auf der Flucht" zu erschießen.

Freispruch

Schmidt ahnt, was Meißinger denkt, und er macht eine Bewegung mit dem rechten Daumen nach unten. So befahl einstmals Nero, den verwundeten Gladiator zu töten. „Was soll das heißen?" fragt man den Zuchthäusler. „Jetzt fahre ick in'n Himmel", antwortet Schmidt leise, und jeder im Saale weiß, daß diese Angst durchaus begründet ist. Der Zuchthäusler wird tatsächlich auch kurz darauf erschossen, obwohl ihm Göring sein Wort gegeben hat, es werde ihm nichts geschehen.

Der Vertreter der Anklage beantragt

EINE NEUSCHÖPFUNG INTERNATIONALEN STILS

Exklusiv fotografiert für Peer de Luxe: Schloß Versailles.

KRISTINUS

PEER

FILTER

de Luxe

10 Stück

GOLD-MUNDSTÜCK

FILTER

DM 1,–

KRISTINUS

PEER

de Luxe

Das großzügige, nur wenigen Cigaretten der Weltklasse vorbehaltene Format *de Luxe* ist einmalig für Deutschland. Es ermöglicht eine betont leichte Mischung, die durch eine besonders klare Geschmacksnote charakterisiert wird. Das krönende Goldmundstück läßt das köstliche Aroma unangetastet und gewährt einen Rauchgenuß von selten erlebter Reinheit.

PEER *de Luxe* ANBIETEN – IMMER EINE NOBLE GESTE

Freispruch. Graf von der Goltz, der Verteidiger des Generalobersten, beginnt sein Plädoyer mit einer Anklage:

„Die deutsche Armee hat nach Tagen des Sieges auch Tage des Unglücks erleben müssen, doch Tage solcher Schande bisher noch nicht. Die ungeheuerlichste Beschimpfung des ganzen Heeres durch ein einmaliges, unglaubliches Vorgehen gegen seinen Oberbefehlshaber von Verbrecherhand ist in ein Nichts verflogen. Der Ehrenschild des Heeres und seines Oberbefehlshabers ist rein...“

Jeder im Saal weiß, daß diese Worte sich nicht nur gegen den Vorsitzenden richten, den Generalfeldmarschall Hermann Göring, sondern auch gegen den Obersten Kriegsherrn, den „Führer und Reichskanzler“ Adolf Hitler.

Nicht minder hart sind die Worte des Generalobersten. Kurz und scharf, als stünde er auf dem Kasernenhof oder übte Kritik nach einem Manöver, wendet sich der ehemalige Oberbefehlshaber des Heeres, von Fritsch, gegen die Schmach dieses Prozesses und die ihm widerfahrene Behandlung.

Die drei hohen Offiziere und die beiden Senatspräsidenten am Richtertisch senken den Kopf.

Gleich darauf zieht sich das Gericht zur Beratung zurück. Sie dauert nur kurze Zeit. Das Ergebnis lautet: „Freispruch wegen erwiesener Unschuld.“

„...plant Hitler einen Überfall?“

Die Affäre Fritsch und auch der erzwungene Rücktritt des Kriegsministers Werner von Blomberg, der eine nicht standesgemäße Frau geheiratet hat, sind von den Ereignissen der zurückliegenden Woche vom 10. bis zum 17. März nicht zu trennen.

In diesen sieben Tagen wurde die Landkarte Europas verändert und mit ihr das strategische Gleichgewicht. Zu diesem weltpolitischen Ereignis trug Generalfeldmarschall Hermann Göring nicht weniger bei als zur Absetzung von Fritsch und Blomberg.

Wahrscheinlich wäre es auch unter Blomberg und Fritsch zum „Anschluß“ gekommen, denn dieser Gedanke war seit Ende des Weltkrieges im November 1918 im deutschen und im österreichischen Volke lebendig. Aber unter der Befehlsführung von Blomberg und Fritsch hätte Göring kaum so forsch vorgehen können. Es ist kein Zufall, daß das Spiel um Österreich genau an dem Tage begann, an dem der Rücktritt der beiden ranghöchsten deutschen Offiziere bekanntgegeben wurde...

Der Kalender auf dem Schreibtisch des deutschen Botschafters in Wien, Franz von Papen, zeigt den 4. Februar 1938 an. Hitlers ehemaliger Vizekanzler studiert die letzten aus Berlin eingegangenen sensationellen Nachrichten.

Eine Uhr schlägt die neunte Stunde an, als das Telefon klingelt. Der Botschafter greift nach dem Hörer. Ferngespräch aus Berlin. Er wird mit der Reichskanzlei verbunden.

„Staatssekretär Dr. Lammers“, tönt es aus dem Apparat. „Der Führer läßt Ihnen sagen, Ihre Mission in Wien ist beendet. Ich wollte Ihnen diese Mitteilung machen, bevor Sie sie morgen in der Zeitung lesen.“

Papen glaubt nicht richtig zu hören. Erregt stößt er hervor: „Können Sie mir einen Grund für diesen plötzlichen Entschluß mitteilen? Der Führer hätte mich doch unterrichten können, als ich vor einigen Tagen in Berlin war.“

„Die Abberufung erfolgt im Zuge der Aktion, bei der auch die Herren von Neurath, Hassel und Dirksen abgelöst wurden. Ich bedauere sehr, Ihnen weiter nichts sagen zu können.“

Der Botschafter legt den Hörer langsam auf die Gabel. Verbittert geht er schließlich in seine Privaträume zu seiner Familie hinüber, die um den Kamin sitzt. Sein Freund und Mitarbeiter Wilhelm Freiherr von Ketteler ist zu Gast. Frau von Papen gießt ihrem Mann eine Tasse Tee ein.

„Ich bin abberufen worden“, sagt er mit leicht vibrierender Stimme. Erstaunen, Überraschung zeigt sich auf den Gesichtern; man fragt nach dem wirklichen Grund dieser Abberufung. Und irgendeiner sagt es: „Vielleicht plant Hitler einen Überfall auf Österreich?“

Es wird still im Raum, so still, daß man das Knistern der verkohlenden Holzscheite im Kamin hört. Die Worte hallen nach: „...plant einen Überfall...?“, „Das wäre eine Erklärung“, denkt Papen. „Aber bedeutet das nicht den Krieg, den zweiten Weltkrieg?“

Papen setzt sich an den Schreibtisch und verfaßt für die österreichische Regierung eine Note über seine Abberufung. Am anderen Morgen übergibt er sie persönlich dem Staatssekretär für Auswärtiges, Dr. Guido Schmidt. Auch dem Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg macht der Botschafter einen Abschiedsbesuch.

„Eine ausgezeichnete Idee“

Nach der Unterredung mit den österreichischen Regierungsstellen besteigt von Papen auf dem Westbahnhof den Adria-Orient-Expreß nach Salzburg. „Hitler soll mir die Gründe meiner plötzlichen Abberufung erklären“, sagt er zu seinem Freund Ketteler, der ihn zum Zug begleitet.

Als der Expreßzug auf dem Salzburger Bahnhof einläuft, ist es bereits dunkel geworden. Nachdem Papen mit Martin Bormann, dem Stabsleiter auf dem Obersalzberg, telefoniert und sich angemeldet hat, nimmt er einen Mietwagen, fährt damit über die Grenze in Richtung Berchtesgaden. An der Brücke über die Ache steigt er auf einen Raupenschlepper um, der ihn über steile, verschneite Straßen und scharfe Kehren hinauf zum Berghof bringt.

Hitler macht auf Papen einen völlig zerstreuten, beinahe verstörten Eindruck. Das ungepflegte Haar hängt ihm wirr in die Stirn, und die Augen liegen tief in den Höhlen.

Nach der kurzen, nicht sehr herzlichen Begrüßung geht Hitler in der großen Halle unruhig auf und ab. Franz von Papen ist überzeugt, daß er ihm gar nicht zuhört. „Sie müssen nicht glauben“, ruft Papen lauter als notwendig, „daß ich um den Verlust meiner Stellung traure. Ich bin unabhängig. Aber ich gab mich dem Glauben hin, in Wien für Deutschland etwas zu tun können...“

Hitlers Blicke irren durch den Raum. Es scheint, als ob sie durch Papen hindurchsehen. Von den Beteuerungen seines Botschafters glaubt er kein Wort.

„Die Österreicher suchen nach einem Augleich“, fährt der Botschafter fort. „Selbst Schuschnigg hat den Wunsch geäußert, mit Ihnen einmal alle schwebenden Fragen zu besprechen... auf der Basis der bestehenden Verträge. Gerade in den letzten Tagen hat er sich zu der Überzeugung durchgerungen, daß ein offener und direkter Gedankenaustausch nur nützlich sein kann.“

Es ist, als erwache Hitler plötzlich aus einem Trancezustand. Er geht auf Papen zu und sagt: „Das ist wirklich eine ausgezeichnete Idee! Mit Schuschnigg zu sprechen, lieber Papen, ist in der Tat eine ganz ausgezeichnete Idee. Bitte fahren Sie gleich nach Wien zurück und verabreden Sie eine Zusammenkunft. Ich würde mich freuen, ihn hier oben auf dem Berghof zu sehen und alles mit ihm offen zu besprechen. Der Obersalzberg liegt Österreich ja am nächsten.“

Papen ist überrascht. „Aber mein Führer! Das ist doch unmöglich! Ich habe die Note über meine Abberufung bereits abgegeben. Außerdem hat die gesamte Weltpresse darüber berichtet. Sie werden den Geschäftsträger in Wien damit beauftragen müssen, Schuschnigg einzuladen.“

Hitler hat andere Vorstellungen über die internationalen diplomatischen Spielregeln. „Das macht nichts“, ruft er lärmend. „Ich bitte Sie sehr, mein lieber Herr von Papen, nach Wien zurückzukehren, bis eine Unterhaltung mit dem Kanzler zustandegekommen ist.“

Verrat

Zwei Tage später trifft Papen am frühen Morgen wieder in Wien ein. Schon am Vormittag empfängt ihn der österreichische Bundeskanzler. Der vor drei Tagen abgesetzte, nun wieder eingesetzte Botschafter überbringt ihm die Einladung Hitlers. Schuschnigg sagt nach kurzer Überlegung zu.

Kaum hat Papen das Amt verlassen, bestellt der Kanzler für den Abend zwei seiner Vertrauten in das Grand-Hotel: die Staatssekretäre Schmidt und Zernatto. Schuschnigg teilt ihnen mit, daß er eine Einladung Hitlers angenommen habe. Als voraussichtlichen Termin dieser Reise nach Berchtesgaden nennt er den 12. Februar. Dann gibt er seinen beiden Mitarbeitern den Auftrag, ihm alle Wünsche und Beschwerden Österreichs gegenüber Deutschland zusammenzustellen. Sie sollen als Grundlage für die Verhandlungen dienen.

Schmidt und Zernatto stellen in den nächsten Tagen ihrem Chef das gewünschte Material zusammen. Sie bemühen sich um äußerste Geheimhaltung. Doch vergeblich. Nationalsozialistische Agenten spielen ihrem „Führer“ eine Kopie des Materials zu, noch bevor die Verhandlungen mit dem österreichischen Bundeskanzler begonnen haben. Hitler weiß also rechtzeitig, welche Klagen sein Gesprächspartner vorzubringen gedenkt und wie weit er zu gehen gewillt ist.

Schuschnigg informiert auch den französischen, den italienischen und den englischen Gesandten in Wien, ebenso den apostolischen Nuntius. Sonst weiht er niemanden ein; nicht einmal den österreichischen Bundespräsidenten Miklas, der zur Zeit nicht in Wien weilt.

Erst am Tage seiner Abreise schreibt Schuschnigg dem Präsidenten einen Brief, in dem er ihm die Gründe für die Reise nach Berchtesgaden auseinandersetzt. Es nie bekanntgeworden ist, ob Miklas diesen Brief rechtzeitig genug erhalten hat, um seinem Bundeskanzler noch irgendwelche Ratschläge geben zu können.

Der Canossa-Gang

Als am Abend des 11. Februar Kurt von Schuschnigg auf dem Wiener Westbahnhof den Nachtexpreß nach Salzburg besteigt, sagt er zu seinem Staatssekretär Schmidt: „Eigentlich müßte unser großer Psychiater Wagner-Jauregg zu Hitler fahren und nicht ich.“

Schmidt, der seinen Regierungschef begleitet, lacht gequält. Mit dem gleichen Zug fährt auch der deutsche Botschafter Franz von Papen nach Salzburg. Aber unbeobachtet von allen, sowohl von den Österreichern als auch von dem deutschen Vertreter, fährt noch ein anderer Mann im Nachtexpreß zur Mozartstadt: der Kunsthistoriker Dr. Kajetan Mühlmann, als Repräsentant der österreichischen Nationalsozialisten in Wien, der Todfeind des von Schuschnigg verkörperten Regimes. Hitler betrachtet ihn als seinen „Völkischen Beobachter“ in der Ostmark.

Der Morgen ist kalt und unfreundlich. In den Tälern liegen dicke Nebelschwaden. Kurz vor halb elf Uhr naht auf der

Rechtsradikale Gruppen aufgelöst

Düsseldorf, 20. April. Innenminister Dufhues hat am Montag zwei rechtsradikale Gruppen ehemaliger Mitglieder der NSDAP in Nordrhein-Westfalen aufgelöst. Es handelt sich um den Bundesverband der ehemaligen Internierten- und Entnazifizierungsgeschädigten in Bonn und das Soziale Hilfswerk für die Zivilinternierten in Wuppertal.

Das Soziale Hilfswerk, das die wichtigste Säule des Bundesverbandes war, war Eigentümer der Monatszeitschrift „Der Ring“. Wie der Minister erklärte, seien die Angehörigen der verbotenen Vereinigungen in der Mehrzahl alte Mitglieder der NSDAP gewesen, darunter zahlreiche „alte Kämpfer“ mit goldenem Parteiabzeichen, hohe SA- und SS-Führer, Kreisleiter, Reichs- und Gauredner.

Der Ring

...zeitschrift ehemaliger Internierter ...d Entnazifizierungsgeschädigter

Verlag:

Sternstraße 3

...rf, den 1. April 1959

...kung unser Abonnement.

...nationalen Zeitschriften ... unseren Lesern empfohlen. ... mit der Frankfurter Illu- ... ersten gemeinsamen Ausgabe Nr.12 vom 21.3.59 feststellen, das Niveau Ihres Blattes so stark abgesunken, daß wir seine Lektüre – auch im Namen unserer Leser – ablehnen.

Wir möchten nur auf folgendes hinweisen:

Seite 13: Wenn Sie behaupten, daß der Reichstagsbrand von SA-Führern gelegt worden ist, dann belasten Sie bitte damit nicht die nationalsozialistische Bewegung und ihre Führer sondern, falls Sie diese Behauptung selber glauben, jene SA-Führer, die später als Verschwörer oder Widerstandskämpfer entlarvt und hingerichtet wurden, wie jener Graf Helldorf, der sicher nicht der Einzige gewesen ist, der nur deshalb in die nationalsozialistische Bewegung hineingegangen ist, um sie zu diffamieren.

Eine weitere, nach unserem Wissen ganz neue Verfälschung ist es, wenn Sie behaupten, daß die Abgeordneten, darunter Herr Heuß, dem Ermächtigungsgesetz unter Druck zugestimmt hätten. Diese Version fehlt gerade noch, um die Tatsachen, die zum autoritären Staat führten, auf den Kopf zu stellen!

Seite 14: Die Brandstifter des Herrn Göring: Wir empfehlen Ihnen dringend die Lektüre des Buches: Politische Justiz von Prof. Dr. Friedrich Grimm, Seite 85 bis 95.

Das genügt uns und unseren Lesern. Es ist bedauerlich, daß Sie sich dazu hergegeben haben, die Wahrheit über die jüngste deutsche Vergangenheit noch mehr zu entstellen.

Mit entsprechender Schätzung

(Böhme)

Ohne Kommentar!

Kräfte der Natur –



– Kräfte für Ihr Haar!

Auf die Natur ist Verlaß!

Der Frühlingssaft junger Birken ist die Grundlage von Dr. Dralle BIRKIN-Haarwasser. Echter Birkensaft! Was könnte besser sein für Ihr Haar? BIRKIN stärkt seine Lebenskraft, macht es widerstandsfähig gegen schädigende Einflüsse und erhält ihm seine natürliche Schönheit und Fülle bis ins hohe Alter. BIRKIN wirkt *natürlich* – und auf die Natur ist Verlaß. Darum dürfen Sie viel von BIRKIN erwarten; es schenkt Ihnen gesundes, volles, kraftvolles Haar.

Normalflasche DM 3,90
Doppelflasche DM 6,90
(Sie sparen beim Kauf der Doppelflasche!)

Jede Flasche BIRKIN enthält eine streng kontrollierte Komposition aus reinem Birkensaft, reinem Alkohol, Sonnenvitamin D 3 und ausgewählten Ergänzungsstoffen, die zur Abrundung der Pflegewirkung hervorragend geeignet sind.

Dr. Dralle

DR. DRALLE Birkin HAARWASSER

Nur in Fachgeschäften. Auch Ihr Friseur wird Sie gern mit BIRKIN behandeln!
Es gibt BIRKIN mit Fett, ohne Fett und »blau« (für weißes und graues Haar)

B 1904



Gespräche in freundschaftlichem Geist nannte die Goebbels-Propaganda diese Zusammenkunft des deutschen Außenministers, Freiherrn von Neurath, mit dem österreichischen Bundeskanzler Dr. Schuschnigg (links) und dem Staatssekretär Dr. Guido Schmidt (rechts) in Wien. Einige Monate später wurde Neurath seines Amtes enthoben, und Dr. Schuschnigg unternahm den Canossagang zum Berghof, der freilich die Ereignisse nicht mehr aufzuhalten vermochte. Am 12. März 1938 überschritten deutsche Truppen die österreichische Grenze. Der Blumenkrieg begann.

österreichischen Seite Schuschniggs Auto. Neben dem Fahrer Reichert sitzt der Kriminalbeamte Hamberger. Außer Staatssekretär Schmidt hat auch noch Oberstleutnant Bartl im Fond des Wagens Platz genommen.

Papen erwartet die Herren aus Wien, er grüßt mit dem „Hitler"-Gruß. Die österreichischen Grenzbeamten heben ebenfalls den Arm, obwohl das in Österreich verboten ist. Eigentlich müßte jetzt der Kriminalbeamte einschreiten, der in Schuschniggs Auto sitzt, doch er übersieht geflissentlich diesen Verstoß gegen die Gesetze seines Landes.

„Das fängt ja gut an", sagt Schuschnigg leise zu Schmidt. Das ist aber nicht die einzige Überraschung, die auf ihn wartet. Gleich nach der Begrüßung sagt Papen: „Herr Bundeskanzler! Sie haben doch nichts dagegen, daß auf dem Berghof zufällig einige Generale anwesend sind?"

„Generale? Welche Generale?" fragt Schuschnigg erstaunt. „Und wenn es mir nicht recht wäre, was könnte ich dagegen tun?"

Der Stabsleiter der Parteikanzlei, Martin Bormann, hat sich für den Besuch des „papsthörigen Österreichers" Kurt von Schuschnigg eine besondere Überraschung ausgedacht. Er hat angeordnet, daß an diesem Tage die aus Wien und den anderen Bundesländern geflüchteten Nationalsozialisten, aus denen man im Reich die „Österreichische Legion" gebildet hat, den Wachdienst versehen. Diese Männer sehen in ihrem Landsmann Schuschnigg so etwas wie den leibhaftigen Teufel. Diesmal sagt Schmidt: „Das kann ja gut werden!" Der Bundeskanzler starrt schweigend geradeaus. Er wird sich keine Blöße geben.

Zwei Todfeinde

Auf dem Berghof steht Adolf Hitler, der Staatschef des Dritten Reiches, im Braunrock und langer schwarzer Hose. Hinter ihm sieht man drei Generale. Der Mann aus Braunau lächelt liebenswürdig, als er den Gast aus Wien in sein Arbeitszimmer im ersten Stock führt. Schuschniggs Begleiter, Staatssekretär Guido Schmidt und Oberstleutnant Bartl, der neue deutsche Außenminister Joachim von Ribbentrop und Franz von Papen nehmen inzwischen in der großen Halle des Berghofes Platz. Auch die drei Generale kommen hinzu und lassen sich etwas abseits in den breiten Sessel am Kamin nieder.

Die Abrechnung

Wie alle peinlichen Gespräche auf der Welt beginnt auch dieses mit einer Verlegenheitsfloskel. Der Bundeskanzler rühmt die herrliche Lage des Hauses und die geschmackvolle Inneneinrichtung, um dann elegant auf das eigentliche Thema hinüberzugleiten: „Dieses wundervolle Haus ist wohl schon der Schauplatz vieler entscheidender Besprechungen gewesen, Herr Reichskanzler?"

„Ja", antwortet Hitler, „hier reifen meine Gedanken." Doch plötzlich geht mit ihm eine unwahrscheinliche Verwandlung vor. Die Liebenswürdigkeit, die er bis jetzt zur Schau trug, fällt von ihm ab wie ein lästiger Mantel. Im groben, verletzenden Ton sagt er: „Herr Bundeskanzler, wir sind ja nicht zusammengekommen, um von der schönen Aussicht und dem Wetter zu reden."

Nicht mehr zwei Regierungschefs stehen sich jetzt gegenüber, sondern zwei Todfeinde. Beide sind von Geburt Österreicher, und sie wurden von diesem Lande geformt, dem Charakter und der Mentalität nach. Dennoch sind keine tieferen Gegensätze zwischen zwei Männern denkbar.

Für Hitler ist jedes Wort, das der Bundeskanzler sagt, eine Provokation. Auf- und abgehend hat der „Führer und Reichskanzler" nur Vorwürfe für seinen Gast. Schuschnigg wiederum kann in Hitler nur den Angreifer sehen, der bestrebt ist, die Unabhängigkeit Österreichs zu vernichten.

„Österreich hat nie etwas getan, was dem Deutschen Reich genutzt hat", grollt Hitler. „Seine ganze Geschichte ist ein ununterbrochener Staatsverrat. Das war früher nicht anders als heute. Aber dieser geschichtliche Widersinn muß endlich sein Ende finden? Und das sage ich Ihnen, Herr Schuschnigg, ich bin fest entschlossen, ein Ende zu machen! Das Deutsche Reich ist eine Großmacht, und es kann und wird ihm niemand dreinreden, wenn es an seinen Grenzen für Ordnung sorgt..."

Schuschnigg weiß jetzt, daß alle seine Vorbereitungen sinnlos waren. Hitler hat ihn nicht nach Berchtesgaden eingeladen, um mit ihm irgendwelche Fragen zu erörtern, sondern um mit ihm abzurechnen. Länger als zwei Stunden muß der Bundeskanzler die Sturzflut aller möglichen Vorwürfe über sich ergehen lassen.

Aber auch der unermüdlichste Dauerredner holt einmal Atem. Eine solche Pause benutzt Schuschnigg, um dazwischenzuwerfen: „Herr Reichskanzler, Sie kennen meinen grundsätzlichen Standpunkt, den ich aus persönlicher Überzeugung und auch pflichtgemäß vertrete. Aber welches sind denn nun eigentlich Ihre konkreten Wünsche?"

„Darüber werden wir uns am Nachmittag unterhalten", antwortet Hitler ausweichend und erhebt sich. Er drückt auf einen der Klingelknöpfe. Die Türen öffnen sich von außen, und Hitler führt seinen Gast die Treppe hinunter.

Ein furchtbares Wort

Während sich jetzt Schuschnigg im Waschraum erfrischt, inspiziert Hitler wie immer bei Empfängen die vom Hausintendanten Kannenberg angerichtete Tafel. Die diensthabenden SS-Männer in ihren weißen Dinner-Jacken stehen betreten an den Wänden.

Sie haben ein schlechtes Gewissen, weil sie auf Anordnung des Hausintendanten einen Befehl Hitlers, den er kurz vor Eintreffen Schuschniggs auf dem Obersalzberg gab, nicht wortwörtlich befolgen sollen. Als der „Führer" auf die Terrasse hinaustrat, um die Gäste zu begrüßen, rief er den SS-Männern zu: „Gebt mir ja dem Kerl nichts zu essen!" Kannenberg dagegen vertritt die Meinung, daß er dem „Kerl" Schuschnigg, der immerhin österreichischer Bundeskanzler ist, nicht ein Stück trockenes Brot auf den Teller legen und ein Glas Wasser danebenstellen kann...

An der Tafel sitzen nur Männer. Frauen, die in der Lage wären, die nervöse Stimmung zu besänftigen, scheint es in diesem Hause nicht zu geben.

Neben Hitler hat Außenminister Ribbentrop Platz genommen. In bunter Folge wechseln sich dann die Generale mit dem Botschafter Franz von Papen, dem Staatssekretär Dr. Schmidt, Oberstleutnant Bartl und einem halben Dutzend Adjutanten und Stabsleitern ab. Ganz unten an der Tafel sitzt der Stabsleiter Martin Bormann.

Zwischen Hauptgericht und Dessert spricht man über den Krieg, wie es sich unter Männern geziemt. Dabei fällt ein furchtbares Wort.

„Die deutschen Mütter", erklärt Hitler, „werden ihren Söhnen keine Träne nachweinen, wenn sie einmal für das Reich fallen."

Triumphierend sieht er zu Schuschnigg hinüber, der seinen Blick gesenkt hält. Niemand an der Tafel opponiert.

„Der Keitel soll kommen"

Nach dem Essen reichen SS-Männer in weißen Jacken den Kaffee. Hitler zieht sich zurück, und Schuschnigg kann sich endlich eine Zigarette anstecken. Er kommt mit Keitel ins Gespräch. Zu seiner Überraschung stellt der Bundeskanzler fest, daß der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht nicht weiß, warum er zum Berghof bestellt wurde.

Auch die anderen Generale haben keine Ahnung. „Wir hofften, es von Ihnen zu erfahren", sagt der Fliegergeneral Sperrle, der soeben aus dem spanischen Bürgerkrieg zurückgekehrt ist und recht drastisch von der Niederlage des italienischen Expeditionskorps bei Guadalajara zu erzählen weiß.

Gegen vier Uhr nachmittags wird Schuschnigg zu Ribbentrop gebeten. Auch Papen ist im Zimmer. Der deutsche Außenminister legt den Herren aus Wien den Entwurf eines Übereinkommens vor.

1. Die österreichische Bundesregierung verpflichtet sich, sofort Dr. Arthur Seyß-Inquart zum Sicherheitsminister mit voller und unbeschränkter Polizeikompetenz zu ernennen.
2. Zur Betreuung des österreichisch-deutschen Wirtschaftsverkehrs und aller daraus resultierenden Zuständigkeiten wird Dr. Fischböck als Regierungsmitglied ernannt.
3. Sämtliche Nationalsozialisten, die in Österreich sich wegen ihrer Tätigkeit in gerichtlicher oder sicherheitsbehördlicher Haft befinden – einschließlich der Teilnehmer am Juliaufstand 1934 – werden binnen längstens drei Tagen amnestiert.
4. Alle disziplinierten nationalsozialistischen Beamten und Offiziere werden im Wege der Verwaltungsamnestie in den Genuß der früheren Rechte gesetzt.
5. Hundert Offiziere der deutschen Wehrmacht werden mit sofortiger Wirkung dem österreichischen Bundesheere zugeteilt und umgekehrt.
6. Das freie Bekenntnis zur nationalsozialistischen Weltanschauung wird erlaubt. Die österreichischen Nationalsozialisten sind gleichberechtigt mit den übrigen Gruppen der Vaterländischen Front; es wird ihnen legale Betätigungsmöglichkeit auf dem Boden der vaterländischen Front eröffnet, bei Anerkennung der österreichischen Gesetze und der Verfassung vom 1. Mai 1934, deren berufsständische Ordnung die Bildung politischer Parteien ausschließt. Die nationalsozialistische Partei und ihre Gliederungen bleiben daher in Österreich verboten.
7. Die deutsche Reichsregierung bestätigt hingegen den Weiterbestand der Abmachungen vom 11. Juli 1936 und erneuert dadurch ausdrücklich die Anerkennung der Unabhängigkeit und Souveränität des Bundesstaates Österreich, bei Verzicht auf jede innerpolitische Einmischung.

Schuschnigg und Schmidt überfliegen das Schriftstück. Die Bedingungen sind hart, doch die Österreicher stimmen ihnen prinzipiell zu. Sie wissen, daß sie allein auf der Welt stehen und keine der Großmächte bereit ist, sich für die österreichische Unabhängigkeit einzusetzen.

„Der Entwurf muß als Ganzes angenommen werden", fordert Ribbentrop.

Schuschnigg opponiert dagegen: „Nach der österreichischen Verfassung erhält ein Vertrag nur dann Rechtskraft, wenn ihn der Bundespräsident gegengezeichnet hat."

Hitler, zu dem Schuschnigg kurz darauf geführt wird, ist einem Zornausbruch nahe, als Schuschnigg erklärt: „Ich kann für die Einhaltung der vorgeschriebenen dreitägigen Frist keine Gewähr übernehmen."

„Das müssen Sie", schreit Hitler.

„Das kann ich nicht", erwidert Schuschnigg fest.

Der „Führer und Reichskanzler" öffnet die Tür und brüllt hinaus: „Der Keitel soll kommen."

Im nächsten Heft

„Sie haben uns bereits zu den Toten geworfen" - Görings große Stunde - „Gott schütze Österreich" - Der Blumenkrieg beginnt



Der Ruf der ASTOR beruht auf der Güte ihrer Tabakmischung; sie ist würzig und mild, ihren reinen Genuß sichert das Mundstück aus Naturkork. Die Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR repräsentiert verfeinerte Rauchkultur.

Roman von Heinz Günther-Konsalik

Der Himmel über Kasakstan

Die Geschichte von Boris und Svetlana



Er sah Svetlana tanzen. Ihre goldenen Haare flatterten durch den Schein der Öllampen. Sie lachte, sie war glücklich.
Zeichnung Grazioli

Zärtlich mustert der große Sowjetdichter Iwan Kasiewitsch Borkin Svetlanas ausgemergelte Gestalt... Wird das Kind bei ihm eine neue Heimat finden? Unvorstellbares Grauen liegt hinter der Elfjährigen. Ihr Vater war Wolhyniendeutscher und fiel im ersten Kriegsjahr. Ihre Mutter, von Geburt Russin, marterten die einmarschierenden Rotarmisten zu Tode. Allein kam Svetlana mit ihren Landsleuten zurück nach Rußland. Allein stand sie auf dem Dorfplatz von Judomskoje, bis der Dorfsowjet Konjew sie aufgriff und auf Borkins Datscha brachte. Und das Wunder geschieht: Der berühmte Mann will das Kind aufnehmen. Obwohl es zu den verhaßten Deutschen gehört...

Wie alt bist du?" fragte Iwan Kasjewitsch Borkin. Er steckte seine Hände in die Taschen seines Jagdanzuges.

„Elf Jahre, Herr."

„Nenne mich nicht Herr, Svetlana. Sag' einfach Djadja Iwan (Onkel Iwan) zu mir."

„Djadja", sagte Svetlana. Über ihr Gesichtchen zog ein glückliches Leuchten. „Wie schön der Papagei ist!"

„Ich schenke ihn dir."

„O danke, danke, Djadja!" Sie schlug die Hände


Ein Automobil
für die ganze
Familie
TAUNUS 12 M
Das liebt SIE an diesem Wagen: Die bequemen Sitze, auf denen man auch nach
Stunden noch erholt sitzt – den leisen Lauf des Motors, der kein Gespräch
stört – vor allem aber die moderne Form des Taunus 12 M und die
geschmackvolle Innenausstattung.
Das schätzt ER besonders: Den starken 38-PS-Motor, der robust und sparsam ist –
die solide Verarbeitung, die echte Wertbeständigkeit garantiert – die niedrigen
Steuer- und Haftpflichtkosten (DM 34,42 monatlich), den zuverlässigen
Ford-Kundendienst und den wirklich günstigen Preis: ab Werk DM 5690.-
Und dann DIE KINDER: Sie brauchen sich nicht zwischen Gepäckstücken
zu drängen. Denn der Taunus 12 M hat einen Kofferraum – jawohl,
einen großen Raum für viel Gepäck, an das man bequem heran kann,
ohne sich zu verrenken. Und durch die großen Fenster ringsum
sehen alle etwas von der Landschaft, durch die sie fahren.
Die Welt vertraut
FORD
K-AB 299
TAUNUS 12 M • TAUNUS 12 M Kombi
TAUNUS 17 M zweitürig, viertürig, Kombi
TAUNUS 17 M de LUXE zweitürig, viertürig, Kombi
9 P 004

Die große Schau

Wie kommt man zu anderer Leute Geld?





Um endlich einem dringendem Bedürfnis abzuhelfen, erfand ein gewisser Jim Rusing aus Florida folgende nervenaufpeitschende Schau: Mit 70 Sachen steuert er sein Motorboot über eine primitive „Abschußrampe" (oben), fliegt mit Todesverachtung über einen künstlich errichteten Wall aus loderndem Reisigholz (rechts) und versucht dann unter Anspannung seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten, unbeschadet wieder im kühlen Wasser zu landen (unten). Dollarschwere Manager und Weltenbummler, die sich als zahlende Zuschauer am Ufer zusammendrängen, zollen dem tollkühnen Muskelakrobaten frenetischen Beifall. Welch ein Mann! Welch eine Tat! Jim aber überlegt bereits, was er wohl in der nächsten Saison alles anstellen muß, um den sensationshungrigen Gemütern wieder Geld aus der Tasche zu ziehen.



gegeneinander. Dann haschte sie nach der Hand Borkins, und ehe er sie wegziehen konnte, küßte sie sie. Borkin schüttelte nachsichtig den Kopf.

„Das sollst du nicht, Svetlana. Du bist keine Sklavin. Du gehörst jetzt zu diesem Haus."

„Bist du wirklich ein so berühmter Mann, wie Konjew sagt? Du hast Bücher geschrieben? Du kennst Stalin? Du bist sehr reich?"

Iwan Kasjewitsch Borkin sah hinaus auf seinen Besitz. Die Datscha war ein Geschenk der Partei, das Land hatte man den Kirgisen weggenommen, die Kühe und Pferde und Schafe waren Besitz der Sowchose „Roter Oktober", deren Verwaltung in Uspenski saß. Er war ein reicher Mann – und doch gehörte ihm nichts. Ein Wink aus Moskau, ein ungnädiger Blick, und er war ärmer als die Nomaden, die bis zum Rand der Mujunkum-Wüste ziehen und deren Heimat ihre Wollfilz-Zelte sind.

„Du hast sicherlich Hunger", fragte er.

Svetlana nickte. „Ja, Djadja."

„Ich werde dir ein Hähnchen braten lassen."

„Ein ganzes Hähnchen? Mitten in der Woche? Bist du so reich, Djadja?!"

Er strich ihr wieder über die langen, seidigen, goldenen Haare. Ein Gefühl von Freude und Verantwortung überkam ihn. „Du sollst nie mehr Not leiden", sagte er. „Und in wenigen Jahren werden sie alle vergessen haben, daß du eine Deutsche bist..."

*

Sein Ruhm als bekannter Schriftsteller verpflichtete Borkin, oft seine Datscha zu verlassen, um sich aus propagandistischen Gründen dem Volk zu zeigen. Er wurde herumgereicht, ausgestellt und bewundert, er war der sichtbare Beweis von der neuen Kultur des Sowjetstaates, einer Kultur, der der Westen nichts entgegenzusetzen hatte. So wenigstens sagte man, wenn man Borkin vorstellte. Tausende Arbeiter oder Komsomolzen, Jungkommunisten oder Offiziersschüler, Baubrigaden oder bäuerliche Pioniere klatschten dann begeistert Beifall und waren stolz auf ihre Kultur.

In den Tagen, die Borkin auf Reisen war, hütete Erna-Svetlana die Schafe auf den riesigen Weideflächen von Judomskoje. Im Haus blieben dann noch zwei junge Knechte und zwei Köchinnen und Putzfrauen, die alle ohne Ausnahme Sträflinge waren, die hier in Kasakstan, am Rande Asiens, ihre Verbannungsjahre verlebten. Sie waren wegen guter Führung aus den Straflagern beurlaubt worden und arbeiteten auf der Datscha. An Flucht dachten sie nicht – es wäre Wahnsinn gewesen, aus der Mitte Rußlands in eine andere Welt flüchten zu wollen, die unerreichbar war wie der Mond.

Drei Tage nach einer neuen Reise Borkins nach Balchasch war Erna-Svetlana mit der Schafherde draußen am Rande der Hungersteppe. Sie saß unter einem Zeltdach, das sie sich ebenso wie ein kleines Pony mitgenommen hatte. Es war ein warmer Tag, von Turkestan wehte ein heißer Wind über die Niederungen und strich über die Sonnenblumenfelder, die am Rande Judomskojes begannen.

Die deutschen Bauern arbeiteten auf den Feldern. Sie waren in die große Sowchose „Roter Oktober" eingegliedert worden, einen Riesenbetrieb, der 2500 Hektar groß war und für den in Uspenski 25 Buchhalter arbeiteten, um die jährlichen Einnahmen von über 6000000 Rubel gewissenhaft zu verbuchen.

Das Land wurde kolonisiert. Kartoffeln wurden angepflanzt, Mais, Buchweizen, Roggen; riesige Gemüsefelder entstanden, hinter Judomskoje bis zum Balchasch-See über 230 Hektar. 24000 Obstbäume mußten gepflegt, beschnitten


So blütenweiß wäscht Pre
pre
für alle Wäsche
Immer mehr Hausfrauen waschen jetzt mit Pre!
Ja, mit PRE zu waschen ist denkbar einfach, man braucht weder Einweich- noch Spülmittel, sondern nur PRE – sonst nichts. PRE allein genügt für alle Wäsche. Es wäscht für Sie mühelos in kurzer Zeit, schonend, ohne Reiben und Rubbeln. Mit PRE zu waschen ist eine reine Freude, auch für zarte Hände.
Pre liefert waschechte Beweise:
stets blütenweiße Oberhemden
hygienisch reine Babywäsche
jederzeit frisch duftende Bettwäsche
leuchtend farbenfrische Buntwäsche
immer duftig-frische Feinwäsche
Blütenweiße, blütenfrische Wäsche durch Pre – immer ein reines Vergnügen!
E 170/59

Der Himmel über Kasakstan

und gespritzt werden. An über 760 Bienenstöcken arbeiteten Imker. Eine besondere Traktoren-Brigade fuhr von Feld zu Feld und pflügte, säte, eggte.

Erna-Svetlana hatte sich einen Topf mit Borschtsch, der russischen Gemüsesuppe, mitgenommen. Dazu hatte die Köchin ihr ein Stück kalten Rinderbraten und ein halbes Schwarzbrot eingepackt. Wenn es dämmerte, wollte Svetlana ein Feuer entfachen und die Suppe wärmen. Vielleicht blieb sie in der Nacht draußen in der Steppe. Svetlana fand es herrlich, die Sonne über der Steppe untergehen zu sehen. Dann brannte der Himmel von Kasakstan. So weit das Auge reichte, war das Land rot und golden, Erde und Himmel wurden eins, die ganze Welt ging unter in dem Abendmantel der Sonne. Staunend stand oder saß sie dann und starrte in den Himmel und über die Steppe, und ihr Kindergemüt ergriff die Weite, die Unendlichkeit der Schönheit mit einer solchen Andacht, daß sie unwillkürlich die Hände faltete, wie man es sie vor Jahren in der kleinen Hügelkirche von Neuenaue gelehrt hatte.

Gegen Mittag erhob sich Svetlana und ging etwas Brennholz suchen, um am Abend den Borschtsch zu wärmen. So sah sie nicht, wie auf drei Panjewagen eine Schar Jungen über die Weiden jagte und sich der Schafherde näherte. Erst als sie vor dem Zeltdach hielten und es einrissen, hörte Svetlana ihr lautes Lachen.

Sie ließ das gesammelte Holz fallen und rannte mit nackten Füßen über die Steppe.

„Was macht Ihr?" schrie sie mit ihrer hellen Stimme. „Laßt das doch. Mein Dach! Mein Dach!"

Atemlos kam sie bei den drei Panjewagen an. Fünfzehn Augenpaare musterten sie, dreißig Augen, groß, braun, schwarz, geschlitzt, in schmalen oder breiten Gesichtern, zwischen weißer, brauner oder gelber Haut. Sie kannte diese Jungen nicht. Sie mußten aus Judomskoje kommen. Kinder von Verbannten, die in Kasakstan blieben und dort heirateten: Kalmückenfrauen, Nomadenmädchen, Kirgisen, Turkmesinnen. Ein buntes Völkergemisch, eine menschliche Palette.

„Was wollt Ihr?" schrie Erna-Svetlana. Die Augen und die plötzliche Stille um sie herum krampften ihr Herz vor Furcht zusammen. Sie umklammerte das eingerissene und zerfetzte Zeltdach und sah in die mitleidlosen Jungenaugen.

„Du bist die Deutsche", sagte einer der Jungen mit langen schwarzen Haaren und asiatischen Gesichtszügen. „Wir wissen, daß du es bist. Dein Vater hat meinen Vater getötet!"

„Das ist nicht wahr." Svetlana wich zurück. „Mein Vater ist auch tot. Und meine Mutter auch. Eure Soldaten haben sie zertreten."

„Das tut kein sowjetischer Held", schrie einer der Jungen vom Wagen herab. „Das ist deutsche Hetze! Ihr habt in Rußland die Kinder lebend ins Feuer geworfen. Mein Vater hat es erzählt."

„Es ist nicht wahr!"

„Willst du sagen, daß mein Vater lügt?" Der Junge sprang vom Wagen herunter und stellte sich vor Erna-Svetlana hin. „Sag' es noch einmal. Sag', daß mein Vater lügt!" Er ballte die Faust.

Svetlana wich zurück. Aber sie kam nicht weit, die Jungen bildeten hinter ihr eine Mauer. Sie hatten das Mädchen eingekreist. Zitternde Angst sprang in Svetlana auf. Sie sah sich um. Kein Mensch außer den Jungen, nur weit, weit hinten ratterte ein Traktor über das Kartoffelfeld. Es war zu weit, um zu rufen.

„Das ist unsere Weide", sagte ein anderer Junge. „Geh mit deinen Schafen weg."

„Die Weide ist Eigentum der Sowchose", sagte Svetlana schwach.

„Es ist unsere Weide. Du kannst in die Wüste gehen. Alle Deutschen gehören in die Wüste."

„Ich bin in Rußland geboren", stammelte Svetlana. „Mein Vater..."

Der große Junge mit den langen schwarzen Haaren lachte. Er ergriff Svetlana an den blonden Haaren und riß sie zu sich heran. Sie schrie auf, aber es ging unter im Lachen der anderen Jungen.

„Dein Vater war ein Lump und Mörder", schrie der Schwarzhaarige. „Und deine Mutter war noch schlimmer! Wiederhole es! Los! Wiederhole es!"

„Nein!" rief Svetlana.

Der Junge riß an ihren Haaren. Er schüttelte sie hin und her und schlug ihr mit der anderen flachen Hand in das tränenüberströmte Gesicht.

„Sag es!" brüllte er. „Sag es!" Die anderen Jungen klatschten Beifall wie bei einem Sportfest.

Erna-Svetlana schloß die Augen. Ihre dünne Stimme flatterte durch die plötzliche Stille, die sie umgab, und brach plötzlich ab.

„Mein Vater... war ein Lump und Mörder... Und meine Mutter..."

„Nein!" schrie sie. „Die Soldaten haben sie zertreten. Ich habe es ja gesehen!"

„Sag es!" zischte der Junge und schlug sie wieder.

„Und meine Mutter war noch schlimmer..."

Als sie es gesagt hatte, brach sie zusammen. Sie lag im Steppengras, ein kleines Häuflein voller Zittern und Weinen, zugedeckt mit blonden Haaren, in die die Abendsonne einen blutigen Schein mischte.

Zufrieden stiegen die Jungen wieder auf ihre Panjewagen.

„Ein herrlicher Spaß", sagte einer von ihnen laut. „Das machen wir jetzt jeden Tag. Solange, bis die Deutsche in die Wüste wegläuft und verdurstet." Er schnalzte mit der Zunge. „Dawai!"

Die drei Wagen fuhren weg. Aber sie fuhren in die Schafherde hinein, trieben sie auseinander, jagten sie über die Steppe und zerstreuten die Tiere in alle Richtungen. Erst, als die Herde völlig auseinandergerissen war und die verängstigten Schafe in wilder Flucht davonrannten, wendeten sie die Wagen und fuhren singend nach Judomskoje zurück.

Ihr Gesang lag noch lange in der Luft, die wie Himmel und Erde glühte und rot war wie die untergehende Sonne.

In der Nacht kehrte Iwan Kasjewitsch Borkin aus Balchasch zurück. Wie jeden Abend ging er auf Zehenspitzen in Svetlanas Zimmer, um zu sehen, ob sie schlief. Wenn sie im Schlaf lächelte, war auch er glücklich.

Er fand sie in tiefem Schlaf, aber noch immer schüttelte wildes Schluchzen ihren ermatteten Körper. Entsetzt beugte sich Borkin über die Schlafende; auf ihrem Gesicht sah er deutlich die Abdrücke von Schlägen. Über der Stirn, wo das goldene Haar begann, war sogar ein Riß in der Haut. Das Haar war dort leicht von Blut gerötet.

Borkin rannte aus dem Zimmer. Im Haus riß er alle Türen auf. Seine mächtige Stimme dröhnte durch die Datscha:

„Alles herkommen. Alles. Sofort!" Er riß die Fenster auf und schrie über den nächtlichen Hof. „Alles hierher kommen! Ihr Hunde! Ihr Misthaufen! Sofort hierher!"

In seinem großen Arbeitszimmer sah er mit flackernden Augen auf die Landarbeiter, Mädchen, Köchinnen und Melker. Die Peitsche wippte in seiner Hand; er hatte Lust, sie quer über alle diese stumpfen Gesichter zu ziehen, immer und immer wieder.

„Wer hat Svetlana geschlagen?" brüllte er. Seine Stimme war wie ein

Schlag, die Köpfe zuckten herunter. „Wer? Wer?!" schrie er. „Wenn er sich nicht meldet, schlage ich euch alle so lange, bis man euch nicht wiedererkennt."

„Es waren Kinder aus dem Dorf, Towaritsch", sagte die Köchin weinend. „Sie haben Svetlanaschka in der Steppe überfallen. Sie haben die Schafherde weggetrieben, das Zelt zerrissen und gedroht, sie würden wiederkommen!"

„Welche Jungen?"

„Wir kennen sie nicht."

Borkin verließ das Haus und schwang sich draußen auf sein Pferd. Wie ein Irrer jagte er über die Steppe durch die Nacht, Judomskoje entgegen, dessen Lichterschein er fahl und dünn am Horizont sah.

*

Iljitsch Sergejewitsch Konjew saß in einer Ecke seines Wohnzimmers, las die neueste „Komsolmolza Prawda", rauchte ein Pfeifchen mit Machorka und trank ein Gläschen Knollenschnaps.

Jemand trat plötzlich die Tür auf. Die Klinke knallte gegen die Wand.

Aus der Küche hörte er Marusja schreien. „Er hat mich geschlagen! Er hat mich geschlagen!"

Ehe Konjew begriff, was vorgefallen war, stand Borkin vor ihm, die Peitsche in der Hand.

„Genosse Borkin", sagte Konjew verblüfft. Er zuckte zusammen, als die Peitschenschnur vor ihm auf den Tisch knallte und das Glas mit dem Knollenschnaps umwarf.

„Was geht in deinem Drecksdorf vor?" brüllte Borkin. „Du sitzt hier und säufst dir das Gehirn aus dem Wasserkopf, während draußen auf der Steppe ein hilfloses Mädchen von jugendlichen Räubern mißhandelt wird!"

Konjew wurde blaß. Er zweifelte keinen Augenblick an dem, was Borkin sagte. Er zweifelte nur daran, daß er etwas tun konnte.

„Wissen Sie, wer es war?" fragte er und knöpfte den Rock über dem Hemd zu. „Ich werde ihn fragen."

„Fragen? Erschlagen werde ich ihn!"

„Das kann Komplikationen geben, Genosse Borkin. Auch wenn es im Affekt ist, bleibt es Mord."

„Ich verlange, daß sich der Kerl bei mir meldet!"

„Sie verlangen mehr Mut, als Sie in Ihren Büchern beschreiben." Konjew nahm seine Mütze vom Kleiderhaken und setzte sie auf. „Sind sie überhaupt aus Judomskoje?"

„Sie?" Borkins Gesicht wurde rot. „Es waren mehrere? Du weißt etwas, du Kröte!" Er faßte Konjew am Jackenaufschlag und riß ihn zu sich heran. „Morgen früh stehen die Hunde vor meiner Datscha! Um 9 Uhr! Wenn sie nicht dastehen, werde ich nach Moskau melden, daß in Judomskoje ein Idiot auf dem Posten eines Dorfsowjets sitzt. Du kannst dir dann einen Platz in der Taiga aussuchen, wo du verfaulen willst!"

Er ließ Konjew auf seinen Stuhl fallen und verließ das Haus. Marusja stürzte in die Stube und hieb mit den Armen um sich.

„Er hat mich geschlagen!" schrie sie. „Als ich ihn aufhalten wollte, hat er mich..."

„Ruhe!" schrie Konjew grell. „Noch ein Wort, und ich schlage dreimal soviel!"

Marusja drehte sich um und rannte in die Küche zurück.

„Diese Männer", jammerte sie. „Diese Männer..."

Iljitsch Sergejewitsch Konjew tappte durch das Dorf und warf die Bauern aus den Betten, deren Söhne an dem Überfall auf Svetlana beteiligt waren. Er trieb sie alle in der Stolowaja zusammen und sah sie mit schiefem Kopf an.

„Eine dumme Sache, Genossen. Eure Söhne haben zwar Recht, sie handeln im Sinne der Partei. Sie sind gute Kommunisten, und dieses Mädchen ist eine Deutsche. Aber, Genossen – Kommunist sein heißt nicht, auch ein Idiot zu sein. Und eure Söhne sind Vollidioten. Sie

wissen doch, wer Borkin ist. Wie kann man einen Freund Stalins beleidigen? Eher verzeiht man es euch, wenn Ihr die Sonne bemalt. Nun haben wir den Krach, Genossen. Borkin will alles nach Moskau melden." Konjews Stimme schwoll an. „Wenn ich in die Taiga komme, zieht Ihr mit, ihr Provokateure. Und eure Hundesöhne werde ich vorher in ein Lager schicken, wo sie Dreck fressen!"

„Genosse Konjew ...", setzte einer der Bauern an.

„Halt's Maul!" schrie Konjew wütend. „Morgen um 9 Uhr stehen eure Mißgeburten vor Borkins Datscha. Ich werde auch zugegen sein. Wenn ich einen vermisse, hole ich selbst ihn herbei." Er hieb mit der Faust auf den Tisch, hinter dem sonst die Parteiredner standen. „Haut ab! Ich kann eure Visagen heute nicht mehr sehen!"

Wortlos verließen die Bauern die Stolowaja. Auf der Dorfstraße stellten sie sich zusammen.

„Ich werde es dem Distrikt-Sowjet melden", sagte einer. „Wegen einer Deutschen!"

„Iwan Kasjewitsch hat zu gute Verbindungen."

„Warten wir ab und schicken wir die Bengel. Aber ich schwöre, daß ich seine Schweine vergifte. Er wird nichts nachweisen können!"

Um 9 Uhr morgens stand Borkin auf der überdachten Terrasse. Erna-Svetlana war neben ihm. Sie hatte Angst. Der Djadja war so still und ernst. Er hatte kaum ein Wort gesprochen.

Auf dem Platz vor der Terrasse hechelten die drei Wolfshunde. Borkin hatte sie aus dem Zwinger genommen und mit langen Ketten an in die Erde gerammte Holzpfähle festgebunden. Zähnefletschend und mit heißem Atem lagen sie im Sand und sahen mit grünroten Augen auf die Einfahrt der Datscha.

Fünf Minuten nach 9 Uhr fuhren die drei Panjewagen in den Hof ein. Die Wolfshunde heulten auf und rissen an den Ketten. Iljitsch Sergejewitsch Konjew schielte nachdenklich auf die geifernden Bestien. Er wird sie doch nicht loslassen, dachte er erschrocken. Sie würden uns alle zerreißen.

Der Sicherheit halber blieb er auf seinem Pferd sitzen und nickte Borkin auf der Terrasse zu. „Die Burschen kommen, sich zu entschuldigen."

Die drei Wagen hielten. Die fünfzehn Jungen sprangen in den Sand. Der große, schwarzhaarige Bursche mit dem Mongolengesicht trat vor. Borkin schlug mit der Peitsche auf die Holzbrüstung.

„Bist du der Anführer, du gelber Affe?" schrie er.

Der Junge zuckte zusammen. Borkin traf ihn an seiner empfindlichsten Stelle – seiner asiatischen Abstammung. Seine Mutter kam aus der Mongolei.

„Ich bin Jungkommunist", sagte er laut und aufsässig. Borkins Peitsche schnellte vor und wirbelte vor dem zurückweichenden Jungen den Sand auf. Konjew biß sich auf die Unterlippe. Das sind ja großfürstliche Manieren, dachte er. Das Zarenreich ist seit 1919 tot, Genosse Borkin. Das hier bricht selbst dir den Hals.

„Du bist ein widerlicher Lümmel", brüllte Borkin den Jungen an.

Die Wolfshunde sprangen vor, soweit es ihre Ketten erlaubten. Die fünfzehn Jungen blieben an der Mauer neben den Panjewagen stehen. Nur der Schwarzhaarige stand einen Schritt weiter vor.

„Wir sind gekommen, uns zu entschuldigen, aber nicht, um uns beleidigen zu lassen", sagte er stolz. Über Borkins Gesicht zuckte es. Er ergriff Svetlanas Hand und ging mit ihr die Terrasse hinab. Die Peitsche in der Hand, stellte er sich neben die geifernden Hunde und winkte.

„Ihr habt mein Kind geschlagen."

„Ihr Kind?" sagte Konjew verblüfft.

„Ihr habt den Mut gehabt, sie zu schlagen, ihr Zelt zu zerreißen, die Herde wegzutreiben. Habt Ihr auch den Mut, hierher zu kommen und Svetlana die Hand zu geben und zu sagen ‚Entschuldigung'?"

Die Jungen sahen sich an. Wenn sie zu Svetlana wollten, mußten sie in den Bereich der Hunde. Konjew spürte, wie ihm kalter Schweiß auf die Stirn trat.

„Das können Sie nicht tun, Genosse", stotterte er.

„Halt's Maul, du Waschlappen!" Borkin sah die fünfzehn Burschen an. „Nun? Kein Mut? Gibt es unter den Jungkommunisten nur noch Feiglinge?"

Der schwarzhaarige Mongole trat langsam vor. Die Wolfshunde sprangen ihm entgegen. Ihre Gebisse leuchteten weiß, und die Zungen sahen aus, als bluteten sie vor Gier.

Der Junge zögerte einen Augenblick, dann ging er weiter. Keine zehn Zentimeter trennten ihn von den Hunden, als er vor Erna-Svetlana stand. Diese hatte den Kopf gesenkt und wagte nicht, ihn anzusehen.

„Nun?" sagte Borkin.

„Iswinite!" sagte der Schwarzhaarige. (Verzeihung!)

Er streckte die Hand aus und gab Svetlana eine aus Birkenholz selbstgeschnitzte Figur. Ein Pferd, struppig, wie es die Kalmücken reiten.

Dann drehte er sich um, ganz Verachtung, ganz Stolz, und ging an den sich wie irrsinnig gebärdenden Hunden vorbei zu den Wagen zurück.

Noch vierzehn Mal hörte Svetlana das „Iswinite" und erhielt von jedem der Jungen eine Kleinigkeit. Ein Bild, das selbstgemalt war, ein Schiffchen, eine aus Weidenruten geflochtene Reitgerte, einen Holzteller, einen Trinkbecher, das Fell eines Hermelins.

„Besten Dank", sagte Erna-Svetlana. „Danke schön ..."

„Du brauchst nicht zu danken." Borkin wandte sich ab. „Komm!" Er nahm wieder Svetlanas Hand und zog sie mit sich fort ins Haus.

„Das wäre erledigt", sagte Iljitsch Sergejewitsch Konjew und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Wir haben unsere Pflicht getan. Und ich werde sie weiter tun. Darauf kannst du dich verlassen, Iwan Borkin!"

Er wandte das Pferd und ritt aus dem Hof hinaus in die Steppe. Hinter ihm klapperten die drei Panjewagen mit den fünfzehn Jungen.

Borkin sah ihnen vom Fenster seines Arbeitszimmers aus nach. Er erkannte die Gefahr, in die er sich begeben hatte. Aber er fürchtete sie nicht. Er vertraute auf Moskau.

Aber Moskau war weit und Alma-Ata nahe, und zwischen Alma-Ata und Moskau können sich leicht Spuren verwischen und Menschen in Nichts auflösen.

Denn ein Nichts ist ja der Mensch in Rußland ...

*

„Das ist wirklich eine böse Sache, Genosse. Wir werden sie nachprüfen müssen."

Stephan Tschetwergow, der Distrikt-Sowjet in Alma-Ata, überlas noch einmal das Protokoll, das er von Konjews Bericht aufgenommen und diktiert hatte.

„Weshalb hast du es nicht verhindert?"

„Er hätte mich erschlagen. Er ist ein gewalttätiger Mensch. Erstaunlich, daß er so zarte Gedichte schreiben kann. Alles in seinem Leben ist Lüge. Auch die Hymnen auf Stalin. Er ist der typische Bourgeois. Ein Reaktionär. Ein Trotzkist."

„Abwarten", sagte Tschetwergow. „Er hat mächtige Freunde."

„Moskau ist weit."

„Aber es gibt ein Telefon von Alma-Ata bis zum Kreml. Wenn man die Geheimnummern kennt ..." Tschetwergow räusperte sich. „Borkin kennt sie. Wir

müssen vorsichtig vorgehen. Iwan Kasjewitsch ist nicht einfach zu behandeln."

Als Konjew zurückreiste nach Judomskoje, nahm er ein Schreiben des Distrikt-Sowjets gleich mit, das Borkin aufforderte, nach Alma-Ata zu kommen. Allerdings trug er diesen Brief nicht selbst zur Datscha, sondern schickte damit einen Hütejungen.

„Was hat er gesagt?" fragte Konjew, als der Junge zurückkam.

„Er hat den Brief gelesen, gelächelt und mir zehn Rubel gegeben."

„Zehn Rubel. Für einen solchen Brief?" Konjew zog sich in sein Zimmer zurück und grübelte. War Borkin wirklich so sicher, oder tat er nur so? Es ist für einen Dorfsowjet eine böse Sache, einen Feind zu haben, der mächtiger ist als er selbst.

Am nächsten Tag schon fuhr Borkin nach Alma-Ata. Er nahm Erna-Svetlana mit. Konjew erfuhr es sofort von einem der fünfzehn Jungen.

„Eine böse Sache, Genossen, die wir uns da eingebrockt haben", stellte er am Abend bei einer internen Versammlung in der Stolowaja fest. „Er wird uns anklagen, daß wir dieses deutsche Mädchen schänden wollten."

„Tschetwergow wird ihn auslachen."

„Er wird ihn hinauswerfen."

„Er wird nach Moskau einen Bericht schreiben."

Die Stimmen schwirrten durcheinander. Konjew schwieg. Mist, dachte er. Ich habe mich auf die falsche Seite gestellt. Was gehen mich diese Holzköpfe von Bauern und ehemaligen Sträflingen an?

„Die Versammlung ist geschlossen!" schrie er.

*

Zum erstenmal ging Erna-Svetlana durch eine große Stadt.

Sie blieb vor den doppelstöckigen Omnibussen stehen, als wären es Fabelwesen. Sie bestaunte mit offenem Mund die weißen riesigen Parteibauten, die neue Universität, die Denkmäler von Stalin und Lenin, das Theater, von dem Borkin erzählte, daß darin getanzt werde und man wunderschöne Märchen spiele.

Die Mischung von europäischer Zivilisation und uralter asiatischer Beschaulichkeit, die der Stadt Alma-Ata etwas unerklärbar Reizvolles und Geheimnisvolles verlieh, verstand Svetlana noch nicht. Aber sie spürte das große Erlebnis, diese Stadt zu sehen, die Sehnsucht von tausenden Bauern war und oft die Erfüllung eines harten Steppenlebens.

In den staatlichen Magazinen kaufte Borkin für Svetlana Kleider und einen Mantel, ein Kostüm und drei Puppen, die aus Hongkong kamen und unzerbrechlich waren. Auch einen großen Zottelbären kaufte er ihr, den sie sofort an sich drückte und nicht wieder hergab.

Es war ein kleines Vermögen, das Borkin opferte. Allein das Kostüm, westlich geschnitten, kostete 450 Rubel.

Dann gingen sie in ein mongolisches Restaurant, tranken grünen starken Tee, mit Honig, aßen Fettgebäck dazu und ließen sich mit einer Autotaxe zum großen Parteihaus fahren.

Für Svetlana war die Welt wie ein aufgeklapptes Märchenbuch, dessen Figuren lebendig wurden.

Genosse Stephan Tschetwergow blickte erstaunt von seinen Papieren hoch, als Borkin mit Svetlana in sein Zimmer kam.

„Nanu", sagte er, „was soll die Deutsche hier?"

„Ich will sie Ihnen vorstellen."

„Ich kenne sie bereits." Tschetwergow kramte in seinen Akten herum. „Geboren in Nowy Wjassna. Ausgesiedelt nach dem Warthegau. Wollten alle Deutsche sein, als dieser Hitler sie rief. Jetzt in Judomskoje. Sollen wieder Russen werden. Am besten, man schlägt sie gleich tot! Es ist Ungeziefer, Genosse Borkin. Ich wußte nicht, daß Sie Ungeziefer lieben."

„Das macht der Umgang mit Ihnen, Tschetwergow."

Der Distrikt-Sowjet biß die Zähne zu-

Der Himmel über Kasakstan

sammen. „Sie sind zu sicher, Genosse.“ Er lächelte hintergründig. „Auch Stalin lebt nicht ewig. Er ist 20 Jahre älter als ich!“

„Ich bin sicher, daß er Sie überleben wird.“

Tschetwergow zwang sich, das plötzliche Frieren über seinem Rücken nicht zu spüren. Er setzte ein dienstliches Gesicht auf und läutete der Stenotypistin, einer kleinen, schlanken Kalmückin mit einem ewig lächelnden, winzigen Mund.

„Nehmen wir das Protokoll auf, Genosse Borkin“, sagte er amtlich. „Wo fangen wir an?“

„Dort!“ Borkin zeigte auf die Kalmückin. „Schicken Sie Ihr Häschen hinaus. Was ich Ihnen zu sagen habe, paßt in kein Protokoll. Oder wollen Sie hineinschreiben lassen, Iwan Kasjewitsch sagt: ‚Der Genosse Tschetwergow ist ein Idiot‘?“

Die kleine Kalmückin lächelte verstohlen.

„Raus!“ schrie Tschetwergow.

Mit einem Knicks verschwand das Mädchen.

„Was wollen Sie von mir?“ knurrte Tschetwergow.

„Ich dachte, Sie wollten mich sprechen? Fünfzehn Rüpel haben meine Svetlana geprügelt und meine Herde zerstreut. Ich habe sie gezwungen, sich zu entschuldigen. Verbieten Ihre Richtlinien die Höflichkeit, Genosse? Oder kennen Sie die Höflichkeit etwa gar nicht? Man sollte von einem Distrikt-Sowjet annehmen, daß er...“

„Schon gut. Schon gut.“ Tschetwergow winkte ab. „Das Ganze kommt nur daher, daß dieser Konjew zu mir kam und Sie anzeigte.“

„Und es ist nur Ihre Pflicht, dieser Anzeige nachzugehen.“

„Genau, Genosse Borkin.“

„Dann sind wir uns also einig?“

„Wie immer.“

„Sdrawstwujte!“ (Guten Tag)

Die Cholera hole dich, dachte Tschetwergow. Er lächelte dabei. Das hatte er von den Asiaten gelernt, die er mißachtete, bis auf eins, das er an ihnen bewunderte: Ihr Lächeln.

Auf der großen, breiten Treppe des Parteihauses blieb Erna-Svetlana plötzlich stehen. Sie hatte von dem kurzen, schnellen Gespräch nichts begriffen.

„Wer war das, Djadja?“ fragte sie.

„Ein ängstlicher Wolf.“

„Gibt es denn so etwas?“

„Bei den Menschen ja.“ Borkin nahm die Hand Svetlanas. „Es gibt nichts zwischen Himmel und Hölle, was ein Mensch nicht sein könnte.“

*

Die Fahrt nach Alma-Ata hatte sich gelohnt. Die Jungen von Judomskoje gingen Erna-Svetlana aus dem Weg.

Drei Jahre lebte sie auf der Datscha, hütete die Schafe, lernte melken und buttern, fuhr mit Borkin über die Felder und sah, wie die deutschen Bauern die riesigen Gebiete der Sowchose „Roter Oktober“ fruchtbar machten und bebauten. Borkin nannte ihr Zahlen; sie waren für sie kein Begriff, aber sie waren riesig wie dieses herrliche Land unter dem weiten, blauen Himmel.

24000 Obstbäume, 600 Kühe, 150 Pferde, 700 Schweine; allein über ein Gebiet von 450 Hektar war Mais angebaut. Felder, soweit die Augen reichten, Maiskolben neben Maiskolben. Dazwischen lagen die Kolchosendörfer wie winzige Inseln in einem gelben Meer.

Den Bauern ging es gut. Wenn die Sowchose „Roter Oktober“ gute Einnahmen und Ernten hatte, bekamen die Bauern ihren Anteil. Je mehr sie dem Land abrangen, um so steiger wuchs nach einem genau errechneten Aufteilungsschlüssel ihr Deputat.

„Sie können zufrieden sein, deine Landsleute“, sagte Borkin einmal zu Svetlana, als sie wieder über die Weiden ritten. Sie konnte jetzt selbst reiten. Grigorij, der erste Knecht, hatte es sie gelehrt. „Der Staat sorgt für sie.“

Svetlana nickte. Das kleine, schmächtige Mädchen war in diesen Jahren größer und reifer geworden. Man ahnte ihre heranblühende Schönheit, wenn man sie ansah.

Iwan Kasjewitsch Borkin sah seine Pflegetochter oft an in letzter Zeit. Ein seltsames, ihm selbst kaum erklärbares Gefühl beschlich ihn, wenn sie abends in sein Zimmer kam und ihm ihren Gute-nacht-Kuß gab. Väterlicher Stolz vermischte sich in solchen Augenblicken mit einer vagen Sehnsucht, die er vergebens zu unterdrücken suchte. Ihr seidiges Haar war etwas dunkler geworden; es leuchtete geheimnisvoll wie rotes Gold in der Abendsonne.

Ich bin ein Narr, sagte sich Iwan Kasjewitsch Borkin, wenn er nach solchen Momenten allein in seinem Arbeitszimmer saß, durch die große Glasecke hinausblickte auf die in der Nacht sich wiegenden Wälder seiner Datscha und die Liebespaare aus Judomskoje, die in den Maisfeldern spazieren gingen.

Ich bin ein alter Narr!

Aber er ging auf Zehenspitzen durch den Gang bis zu Svetlanas Zimmertür und legte das Ohr gegen das Schlüsselloch. Erst wenn er ihren ruhigen Atem hörte und ab und zu ein Knarren des Bettes, wenn er sie im tiefen friedlichen Schlaf wußte, war er beruhigt und ging leise in sein Arbeitszimmer zurück.

An ihrem 15. Geburtstag lud Iwan Kasjewitsch Borkin das halbe Judomskoje zu sich ein. Es gab ein Kalb, über offenem Feuer am Spieß gebraten, roten Tifliswein, Krimsekt, Wodka aus Swerdlowsk, Gemüse und Trauben vom Schwarzen Meer und Kaviar vom Jenissei. Als besondere Überraschung war weißes Brot gebacken worden, aus dem Toast hergestellt wurde.

Auch Iljitsch Sergejewitsch Konjew kam. Schon wegen des berühmten Wodkas. Marusja ließ er zu Hause.

„Du bist zu dumm, um mit Borkin reden zu können“, schnauzte er sie an. „Es ist ein Fest für Auserwählte.“

Den Erlös einer ganzen Buchauflage hatte Borkin für dieses Geburtstagsfest verwandt. Er hatte neue Kleider aus Alma-Ata kommen lassen. Ein staatliches Versandhaus, das Kataloge, dick wie Telefonbücher, in alle Gegenden Rußlands verschickte bis hinauf in die Einsamkeit des Kap Deschnew, hatte pünktlich ein besonders wertvolles Geschenk abgeliefert: Eine goldene Armbanduhr.

Konjew riß die Augen auf, als er sie in dem seideausgeschlagenen Etui auf dem Tisch liegen sah.

Welcher Reichtum, dachte er neidvoll. Welche Verbindungen. Eigentlich ist durch die Revolution nichts verändert worden. Nur die anderen sitzen jetzt oben. Wir sind geblieben, was wir immer waren: Die ärmsten Hunde der Welt.

„Man müßte Bücher schreiben können und Stalin besingen“, sagte er giftig zu Borkin. „Es bringt doch was ein, wenn man den hohen Herren die Füße leckt.“

Borkin lachte. Er war guter Laune und trank den Sekt wie Wasser. Die Kolchosenkapelle, ein Balalaika- und Schalmai-Orchester, spielte einen Tanz.

„Ich habe ein doppeltes Fest, Konjew“, sagte Borkin jovial und schüttete ihm noch ein Glas Wodka ein. „Ich habe in Moskau beantragt, Svetlana adoptieren zu dürfen.“

„Soso“, meinte Konjew gleichgültig.

„Jeden Tag muß der Bescheid eintreffen. Dann stifte ich für Judomskoje 100 Liter Wodka.“

„Schade um den Wodka.“ Konjew stellte sein Glas weg. „Der Bescheid ist schon da. Über den Dienstweg ist er gekommen. Zu Genosse Tschetwergow

und jetzt zu mir." Konjew hob die Schultern. „Moskau sagt Nein."

Borkin warf sein Sektglas in eine Ecke des Zimmers. Das Zersplittern des Glases ging in der Musik und dem Gelächter der Burschen und Mädchen unter. Konjew wich zurück.

„Das muß ein Irrtum sein", sagte Borkin ruhig. Seine Ruhe war gefährlicher, als wenn er gebrüllt hätte. Ein Kessel, dessen Ventil verstopft ist, platzt.

„Moskau irrt sich nie!"

„Was steht in dem Schreiben?"

„Ich werde es Ihnen morgen zustellen lassen, Genosse Borkin. Ich darf vorher nicht..."

„Was steht darin, du Hund?" schrie Borkin. Er ergriff Konjew und drückte ihn mit der Faust gegen die Wand. Konjew rang nach Luft.

„Es ist eines Bolschewisten unwürdig, an Kindesstatt den Abkömmling eines reaktionären und feindlichen Staates anzunehmen", keuchte er.

Borkin ließ ihn los. Konjew sackte zusammen. Er fiel in einen der alten Sessel und rieb sich die Stirn.

„Ich werde sofort an Stalin schreiben", sagte Borkin.

„Stalin ist seit Tagen schwer erkrankt. Wir wissen es aus einem Geheimschreiben." Konjews Augen glommen. „Er soll im Sterben liegen. Malenkow und Chruschtschew sitzen an seinem Bett. Es wird sich vielleicht vieles ändern, Genosse..."

Borkin ließ Konjew sitzen und ging hinaus zu den Gästen.

Er sah Svetlana tanzen. Ihre goldenen Haare flatterten durch den Schein der Öllampen und des großen offenen Feuers. Sie lachte, sie war glücklich, sie bog den schlanken Leib, und ihre Füße traten im Rhythmus das Gras, als ein Bursche vor ihr einen Krakowiak tanzte.

„Schafft allen Wein aus dem Keller herauf", schrie Borkin zwei entlassene Sträflinge an, die bei ihm als Knechte arbeiteten. „Verteilt ihn! Sauft euch voll!"

Auch Borkin betrank sich. Es war grauenhaft, wieviel er in sich hineinschüttete.

Um ein Uhr morgens warf er alle Gäste von der Datscha. Es war ein Wunder, daß er sie nicht hinausprügelte. Schwankend, mit glasigen Augen stand er dann vor Svetlana, die müde vom Tanzen und Lachen war und ihm den Gutenacht-Kuß geben wollte.

„Schlaf deinen Rausch aus, Djadja", sagte sie fröhlich. „Es war ein schöner Abend..."

„Svetlanaschka!"

Borkins Stimme riß sie herum. Es war das erstemal in vier Jahren, daß er diesen Kosenamen aussprach.

„Ja, Djadja?"

„Ich liebe dich..." Seine Stimme war heiser.

„Ich weiß es, Djadja". Sie lächelte. „Nun leg dich hin."

Borkin kam auf sie zu, langsam, mit hängendem Kopf. Seine Stimme schlingerte.

„Man hat es in Moskau abgelehnt, daß du meine Tochter wirst", sagte er. „Aber ich gebe dich nicht her, Svetlanaschka! Um keinen Preis gebe ich dich her."

Etwas in seinem Blick ängstigte Svetlana. Ein Ausdruck, der ihr fremd war an ihm.

„Ich liebe dich", stieß Iwan Kasjewitsch heraus. „Hörst du – ich liebe dich!"

Es dauerte einige Sekunden, ehe das Mädchen begriff. „Djadja!!!" schrie sie entsetzt. „Djadja!"

Er streckte die Arme nach ihr aus. Sie warf sich herum und lief davon, flüchtete über eine Stiege am Ende des Hauses auf den Querboden, dessen Falltür sie zuschlug.

Er ist betrunken, dachte sie. Er ist nur betrunken. Aber sie wußte, daß es nicht nur der Sekt war, der Borkin umnebelte.

Sie warf sich in irgendeine dunkle Ecke, ratlos und verzweifelt. Unten hörte sie Borkin schreien.

„Svetlanaschka!" rief er flehend. „Svetlanaschka!"

(Fortsetzung folgt)



Herz ohne Leine

Der Roman für Vater, Mutter und die Kinder von INGE RÖSENER

Wenn das so weitergeht, dann weiß die kleine Spanielhündin Julchen bald wirklich nicht mehr, zu wem sie nun eigentlich gehört! Erst hatte sie der Architekt Fred seiner Freundin Dido geschenkt. Aber das ach so vielbeschäftigte Mannequin war froh, daß der kleine Michi aus dem Nachbarhaus jeden Tag mit Julchen herumtollte. Als Fred dann jedoch über Michi und Julchen die Studentin Karin kennenlernte und sich schließlich sogar mit Karin verlobte, da „kochte" die Dido! Aus purer Wut verbot sie, daß Michi jemals wieder mit ihrem, jawohl: mit ihrem Hund spazierengehen dürfe. Was blieb dem Michi da anderes übrig, als seinen Freund Max zu überreden, Julchen heimlich, still und leise zu entführen...? Aber wie das so ist: erstens kommt es anders und zweitens — aber lesen Sie bitte selbst.

Maxi machte kein sehr intelligentes Gesicht, als Michi ihn in seinen Schlachtplan eingeweiht hatte. Aber das lag vielleicht auch daran, daß die Evi gerade in den Hof kam, mit wippendem Pferdeschweif und wippendem Petticoat. Und jetzt tat sie doch wahrhaftig, als sähe sie einen gar nicht.

„Ich komm schon", rief Maxi und sprang auf. „Der Michi und ich, wir hatten bloß noch was Wichtiges zu besprechen!"

Evi hob die Nase in die Höhe. „Wird schon nicht so wichtig gewesen sein", sagte sie schnippisch. „Und wenn du keine Zeit hast – der Willy von nebenan wartet bloß drauf, daß er mir den Platten flicken darf..."

Maxi folgte ihr eilig, und Michi blieb allein auf seinem Mauervorsprung sitzen. „Tienetscher" waren wirklich zu albern. Wenn dem Maxi so was gefiel... ihm konnte es egal sein. Hauptsache, der Maxi machte mit. Und Michi blickte trübselig zu dem Balkon des Nachbarhauses hinauf, auf dem Julchen saß und ebenso trübselig herunter blickte. Aber er verkniff es sich, sie zu rufen. Jetzt durfte man nichts riskieren...

*

Generaldirektor Jordan erwiderte Michis Händedruck mit gemischten Gefühlen. Michi hatte ihm, ehe er überhaupt erfuhr, worum es ging, das große Ehrenwort abverlangt, dichtzuhalten und zu helfen. Verflixt nochmal – hätte er bloß vorher geahnt, was er da sozusagen blanco versprochen hatte. Was man da von ihm verlangte, das war ja geradezu Beihilfe zum Diebstahl.

Michi war schon wieder auf und davon. Die Schule hatte Sportfest, und Michi hatte sich die drei Minuten geradezu gestohlen, um ihn in seinen großen Plan einzuweihen. Beihilfe zum Diebstahl, genau das war es, in juristische Fachsprache übersetzt.

Jordan fuhr sich über die Stirn und schob die Statistiken und die Ausarbeitung für den Werbefeldzug genauso beiseite wie die Pläne für den geplanten Verwaltungsbau in der Feilitzschstraße, mit dem er sich immer wieder (warum eigentlich, wußte er selbst nicht recht) beschäftigte. Ihm wurde warm und wärmer, und er überlegte, ob ein Generaldirektor der „Fortuna" wohl sein Gesicht verlor, wenn er mitten in der Bürozeit die Jacke auszog. Aber genau genommen war ja Mittagspause. Und eigentlich hatte er gehofft, heute endlich den kranken Michi wieder besuchen zu können, Julchen spazierenzuführen und sich mit Teresa zu unterhalten. In den letzten zwei Tagen hatte es ausgerechnet um die Mittagsstunde lästige Besucher und wichtige Besprechungen gehagelt.

Und nun war Michi also schon wieder gesund und – ja, eigentlich hatte man nicht den geringsten Grund mehr, Michis Mama zu besuchen. Jordan grübelte darüber nach. Er hatte es sich so hübsch gedacht, mit ihr spazierenzugehen, Julchen an der Leine... oder ohne Leine. Und mal zu hören, ob sie nicht vielleicht Lust hatte, am Samstag oder Sonntag mit Julchen und Michi nach Grünwald zu kommen. Schon wegen der Waldluft. Und dann hatte Julchen dort Auslauf. Und Michi konnte im Garten herumtoben. Ja, und dann war da noch die Kiste Nußberger...

Vielleicht konnte man so ein bißchen die Schwierigkeiten wiedergutmachen, an denen man im Grunde die Schuld trug... Ja, aber dann hätte man eigentlich das ganze Haus einladen müssen. Abgesehen davon, daß den Hausbewohnern damit auch nicht geholfen war. – Wenn Hubert Jordan ehrlich war, dann war es ganz einfach so, daß er Teresa und Michi und Julchen gern mal draußen bei sich haben wollte. Bei dieser Vorstellung verlor so ein bevorstehendes Wochenende direkt etwas von seiner Leere und Trübseligkeit.

Doch der Gedanke an die verlangte Beihilfe zum Diebstahl ließ die flüchtig aufwachende Freude gleich wieder in sich zusammensinken. Denn genau das war es doch, was Michi verlangte.

„Sie sind doch auch mit Julchen befreundet", hatte Michi gesagt. „Und da sehen Sie doch ein, daß was geschehen muß. Also, ich finde die Idee prima. Natürlich darf Mami nichts davon erfahren, die würde das nie erlauben..."

Aha. Mami nicht. Aber auf sein Gewissen wurde die Mitwisserschaft und – noch schlimmer – die Mittäterschaft geladen.

„...und der Maxi hat gesagt, er macht es schon. Er will nicht mal, daß ich ihm mein Rad dafür schenke, weil wir doch befreundet sind. Na, und da haben wir eben gedacht, daß Sie dann nachher..."

Daß ich dann nachher die lebende



Diebesbeute verstecke, dachte Jordan. Tatsächlich, glatte Beihilfe. Man konnte mal Rechtsanwalt Haberkorn anrufen. Oder Dr. Weissler fragen, den Syndikus der Fortuna, wieviel Monate es darauf gab.

„Fräulein Ebermann!" rief Jordan ins Sprechgerät. „Kommen Sie bitte mal rüber..."

Als er den Stenogrammblock in ihrer Hand sah, winkte er ab.

„Wenn es bloß das wäre", seufzte er, „so einfach ist es aber nicht. Kleinigkeit, Briefe zu diktieren und Werbefeldzüge zu entwerfen. Nein, Ebermännchen... ich bin ratlos, völlig ratlos. In meiner Brust kämpfen sozusagen zwei Seelen miteinander. Eigentlich schon seit Tagen. Und das Neueste ist jetzt das..."

Er verriet ihr Michis genialen Einfall. Und siehe da, Fräulein Ebermann, farblos, ohne Alter und überhaupt ohne hervorstechende Merkmale, lächelte. Sie lächelte und sah um zehn Jahre jünger aus. Man sah plötzlich, daß sie freundliche hellbraune Augen hatte, man sah, daß sie ein Mensch war.

„Aber Herr Generaldirektor", sagte sie mit einem leise glucksenden Lachen und fast vorwurfsvoll, daß er da nicht selbst drauf gekommen war, „...da gibt es doch wohl noch andere Wege..."

*

Julchen hockte auf der lieblos in eine Ecke gelegten alten grauen Decke in Paula Ceruttis „Studio" und starrte trübselig vor sich hin. Ihr kleines, pelziges Gesicht, von Natur aus mit einem melancholischen Ausdruck versehen, drückte allen Kummer der Welt aus. Keine einzige Grinsefalte war vorhanden, kein fröhliches Blinzeln der Augen... nein, das Leben war einfach schauderhaft. Es machte überhaupt keinen Spaß mehr. Was war los, daß der Michi gar nicht mehr kam, daß Michis Mami einen nicht holte... daß man überhaupt niemanden mehr sah, den man ein bißchen gern hatte? Einfach nicht zu fassen, daß der Michi einen einfach vergaß, als ob man nicht die herrlichsten gemeinsamen Erinnerungen an ausgedehnte Spaziergänge, gemeinsam verzehrte Schulbrote und ausgiebiges „Sich-schmutzig-Machen" gehabt hätte. Julchen hielt den Kopf gesenkt. Das konnte sie nicht verstehen.

Sicher... Michi war krank gewesen. Aber man hatte doch wenigstens neben ihm auf dem Bett sitzen können. Das war doch so gemütlich gewesen. Michi hatte mit einem gespielt, hatte einen gestreichelt... und wenn die Mami auch manchmal traurig war und immer ziemlich nachdenklich, sie hatte doch mittags ein Tellerchen mit irgend etwas Schönem zu Fressen bereit – gar nicht zu vergleichen mit dem Zeug, das man hier bekam. Das, was einem die Dido oder die Dame im roten Schlafrock hinwarfen, das trieb wirklich nur der Hunger 'rein. Und der entsprach der Gemütsverfassung. Man brauchte nur an die faustgroßen, schrecklich riechenden Kälberfüße zu denken oder die gefüllte Schokolade von Dido... man war doch schließlich immer noch ein Jagdhund.

Aber daran dachte wohl niemand. Das Leben bestand nur noch darin, nachts in stickigen Lokalen rumzusitzen, wo man dauernd angefaßt und von fremden Leuten betatscht wurde, wo man aufpassen mußte, daß einen niemand trat und lärmende Stimmen und laute Musik den Ohren weh taten. Morgens führte einen niemand hinunter, denn morgens schlief Dido. Und Frau Cerutti bereitete sich auf die Gesangsschüler vor, die einem nachher die Ohren vollschrien. Sie hatten wohl noch nie etwas davon gehört, daß man als Hund ein viel feineres Gehör hatte als die Zweibeiner...

Nein, schön war dieses Leben nicht.

Julchen legte den Kopf seufzend auf die Vorderpfoten. Die Nase war warm und trocken. Sicher wurde man krank, sie hatten einen ja nicht mal gegen die Staupe impfen lassen. Wenn ihr eine warme und trockene Nase habt, so hatte

Herz ohne Leine

es im Zwinger geheißen, dann seid ihr krank. Vielleicht war man krank und würde bald sterben. Und vielleicht war das noch das Beste, was einem passieren konnte, denn an der großen Welt, wie sie sich einem augenblicklich präsentierte, hatte man wirklich nichts verloren...

Julchen stieß einen tiefen, tiefen Seufzer aus.

*

Generaldirektor Jordan verbeugte sich, als die Dame im roten Samtschlafrock auf sein Klingeln hin öffnete. Die hatte Haare auf den Zähnen, daran bestand kein Zweifel.

„Wenn sie nicht drauf eingehen will, dann machen Sie ihr eben einfach den Hof", hatte Fräulein Ebermann geraten. „Schließlich sind Sie doch ein gutaussehender Mann."

Gut, daß man sich daran erinnerte; denn die Dame, bei der es sich zweifellos um Paula Cerutti, Opernsängerin, handelte, fragte: „Kommen Sie zu mir oder zu meiner Tochter Dido?" Und Fräulein Ebermanns Rat beherzigend versicherte Jordan: „Zu Ihnen, gnädige Frau! Zu Ihnen."

Das wohlgefällige Lächeln auf Paula Ceruttis Gesicht zeigte, daß er im Begriff war, die Sympathien der Julchen-Besitzerin zu erringen.

„Darf ich bitten, Herr..."

„Jordan", stellte er sich vor.

„Herr Jordan... hier hinein, bitte..."

Sie öffnete die Tür zu ihrem „Studio", in dem der Flügel aufgeschlagen war und Fotos aus früheren Glanzrollen den Schreibtisch und die Wände zierten. In eine dunkle Ecke verbannt, lag auf einer alten Decke Julchen.

Julchen hob den Kopf. Die Witterung... die Stimme... Eben hatte sie geträumt, sie sei schon im Hundehimmel... und plötzlich aufgeweckt, stellte sie fest, daß man sie anscheinend doch noch nicht ganz vergessen hatte.

Jordan beugte sich kurz nieder und strich Julchen über das Fell. Dann setzte er sich weisungsgemäß auf den vergoldeten Stuhl aus der Theaterdekoration, der allerdings schon bedenklich wackelte.

„Sie wollen also Gesangsunterricht bei mir nehmen?" sagte Paula Cerutti und sank wirkungsvoll in ihren Schreibtischsessel.

Jordan sah angestrengt auf den Teppich und bezwang mühsam den Drang zu lachen. Er und singen... gewiß, er hatte sich die letzten Tage mehrmals dabei ertappt, aber das war nichts als... als Phantasterei, als eine Art Lebensgefühl. Jedenfalls war für ihn die Vorstellung, als Lohengrin auf der Bühne zu stehen, geradezu umwerfend komisch.

Er räusperte sich.

„Nicht direkt", entschuldigte er sich und dachte, daß das arme kleine Julchen es hier wirklich nicht sehr schön hatte. Die rotgewandete ehemalige Theaterdame hatte wohl noch weniger Tierverständnis als Tierliebe. Das arme Kerlchen mußte ja hier verkümmern...

„Nicht daß ich ausgesprochen unmusikalisch bin", versuchte er die Enttäuschung darüber, daß er kein Anwärter auf Unterricht war, einzudämmen.

„Aber – ich habe schon einen Beruf. Und ich erlebe die Oper lieber vom Parkett aus..."

Der Schatten, der über das Gesicht der Cerutti gehuscht war, verschwand wieder.

„Ihre Stimme verrät mir jedenfalls, daß Sie ein ausgesprochen musikalisches Empfinden haben", sagte sie. „Ein Täßchen Kaffee trinken Sie doch mit mir? Ich hatte mir eben Kaffee aufgebrüht... Sie sind gerade in meine stille Stunde der Meditation geraten..."

Er traute sich nicht, nein zu sagen, denn vor ihm war Julchens hoffnungsvoller Blick. Und während die Cerutti in die Küche ging, um das Tablett mit dem Kaffee und den Tassen zu holen, flüsterte er Julchen beruhigende Worte zu.

„Also sind Sie vermutlich doch wegen Dido gekommen", riet die Cerutti, aus der Küche zurückgekehrt. „Nun ja, wenn man eine so bildschöne Tochter hat... Das Kind ruht gerade ein wenig. Sie hat so viele Verpflichtungen, Sie verstehen. Aber ich sage immer, man ist nur einmal jung, was nicht heißen soll, daß auch eine reife Frau nicht ein Anrecht hat zu leben..."

„Erst recht", versicherte Jordan und dachte an Fräulein Ebermanns Weisungen. Sie sollte ihn nur hier sitzen sehen, als Retter Julchens, bei seinem Versuch, Michi, dessen Freund Maxi und sich selbst vor dem Versuch eines Hundediebstahls zu bewahren... und in der Verfassung, auch noch Komplimente an eine reichlich üppige, schwarzgefärbte Theaterdame machen, die möglicherweise vor einem Vierteljahrhundert mal ganz ansehnlich gewesen war und die ihm nun das Singen beibringen wollte.

„Also eigentlich...", versuchte er den Grund seines Hierseins zu erklären, doch die Cerutti unterbrach ihn.

„Ich ahne... ich ahne", sagte sie mit gewollt schelmischem Unterton, „Sie sind der Filmproduzent, den Dido neulich kennengelernt hat und der gesagt



„Wo haben Sie Ihre Augen? Sehen Sie nicht, daß hier eine verdächtige Gestalt herumsteht?"

hat, er sähe, daß sie Talent habe und er wolle es mal mit ihr probieren... Hab' ich recht, nein? Ach, wie schade. Wirklich, ich hätte mir vorstellen können, daß Sie das sind. Aber richtig, er hieß ja auch anders... Meier, glaube ich... ja, also der hat meiner Dido nämlich eine Rolle angeboten. Und er hält sie für talentiert... na ja, irgendwie auch ganz verständlich, schließlich habe ich selbst..."

Jordan schnitt den Redeschwall ab.

„Nein, nein", erklärte er. „Filmproduzent bin ich nicht. Ich bin überhaupt völlig uninteressant. Ich bin nur deshalb gekommen – ich möchte nämlich Ihren Hund kaufen!"

So, nun war es heraus. Die Cerutti machte nicht gerade ein geistreiches Gesicht.

„Was möchten Sie?" fragte Dido, die eben eingetreten war. Sie wirkte noch etwas verschlafen, und das rosagefärbte Haar hatte sie wie eine Lorelei um sich gebreitet. Sie rieb sich die Augen.

„Wieso wollen Sie Julischka kaufen? Ausgerechnet diesen Hund? Wenn sie wenigstens ein Pudel wäre oder ein Afghane... also das könnte ich noch verstehen. Aber ausgerechnet Julischka... sicher, sie ist ganz nett, aber doch gar nichts Besonderes..."

Julchen hob den Kopf. Sie merkte, daß von ihr die Rede war. Da saß der freundliche Herrchen mit der leisen, dunklen

Stimme. Er hatte sie zwar aus dem Wasser geholt, als sie mitten beim herrlichsten Entenfangen gewesen war. Aber er hatte auch mit ihr gespielt, sie gestreichelt, und es ging nur gute Witterung von ihm aus. Daß er ihr Verbündeter war, darüber bestand kein Zweifel. Vorsichtig und unbeachtet schob sich Julchen Zentimeter um Zentimeter an ihn heran, bis sie dicht vor ihm saß und den Kopf auf seine Knie legen konnte.

„Eben deshalb", sagte Jordan und bedauerte, daß ihm Schwindeln so gar nicht lag. „Wissen Sie, ich sah den Hund ein paarmal... er ist nett. Und ich suche einen ganz durchschnittlichen Hund. Für einen Mann paßt so ein Jagdhund, so was ganz Unauffälliges, ja auch besser. Wenn ich allerdings eine Frau wäre... nun, dann wäre es überhaupt keine Frage... ein Pudel müßte her!"

„Sehen Sie!" sagte Dido und setzte sich Jordan gegenüber, „das sage ich auch immer."

Sie nahm eine Zigarette, ließ sich von ihm Feuer geben und warf ihm einen jener Blicke zu, die sie schon an Jumbo, dem Papierfabrikanten, mit Erfolg ausprobiert hatte.

„Bei meinem Beruf", lächelte sie und lehnte sich zurück, „im Film, verstehen Sie... da gehört das dazu. Publicity sozusagen. Ein kostbares Tier, ein seltenes Tier... etwas Besonderes... das ist eben einfach notwendig für die Karriere, so wie ein schicker Sportwagen und... ein aufregender Pelzmantel..."

Sie schwieg eindrucksvoll, und Jordan dachte an Fräulein Ebermanns Ratschläge.

„Sie haben völlig recht", sagte er. „Ein Pudel oder ein Afghane... das wäre der richtige Hintergrund für Sie... was kostet denn so ein Tier? Ich kenne mich da nicht recht aus..."

Dido und die Cerutti sahen sich an.

Dido zuckte die Achseln. „Unter vierhundertfünfzig ist da wohl kaum etwas zu machen", sagte sie, und die Cerutti warf ein: „Denk an den Pudel von Baron... na, wie heißt er doch, du weißt, ich vergesse den Namen immer, der mit dem weißen Mercedes hundertneunzig..."

„Richtig..."

„Ja, der hat doch fünfhundert gekostet. Und der Baron hat gesagt, das sei der übliche Preis..."

Julchen drückte beständig den Kopf auf Jordans Knie.

Jordan zückte die Brieftasche. „Wir sind also einig", sagte er, „daß ich Jul... Ihren Hund bekomme, wenn ich Ihnen fünfhundert Mark für einen Pudel oder Afghanen bezahle..."

Dido nickte, und die Cerutti hatte die Enttäuschung darüber, daß Jordan kein Gesangsschüler war, völlig verschmerzt.

„Also gut", sagte sie. „Auf der Basis geben wir Julischka her, obwohl man an so einem Tier doch hängt und wir uns sehr schwer von ihr trennen..."

Jordan legte fünf Hundertmarkscheine auf den Tisch.

„Brauchen Sie eine Quittung?" fragte die Cerutti. Er winkte ab und nahm Julchen auf den Arm.

„Ach Gott... wo ist nur der Stammbaum?" fiel der Cerutti noch ein. „Dido, den mußt du haben..."

„Nein, Mama... ich bestimmt nicht, den hast du..."

„Du sollst doch Paula zu mir sagen... und überhaupt, ich hab' ihn bestimmt nicht... dabei hat das Tier einen so großartigen Stammbaum..."

Jordan war bereits an der Tür. „Der Stammbaum ist mir egal", sagte er. „Die Hauptsache, ich habe Julchen... Ich darf mich also verabschieden..."

Als die Tür hinter ihm zugefallen war, sah er Julchen an. Beide taten einen abgrundtiefen Seufzer.

Unten stieg Jordan in seinen Wagen und behielt Julchen im Arm.

„Zur Fortuna, Huber", sagte er und ließ sich in die Polster zurücksinken.

*

„Also dann Montag halb zwölf. Und vielen Dank", sagte Teresa und legte den Telefonhörer hin.

Herz ohne Leine

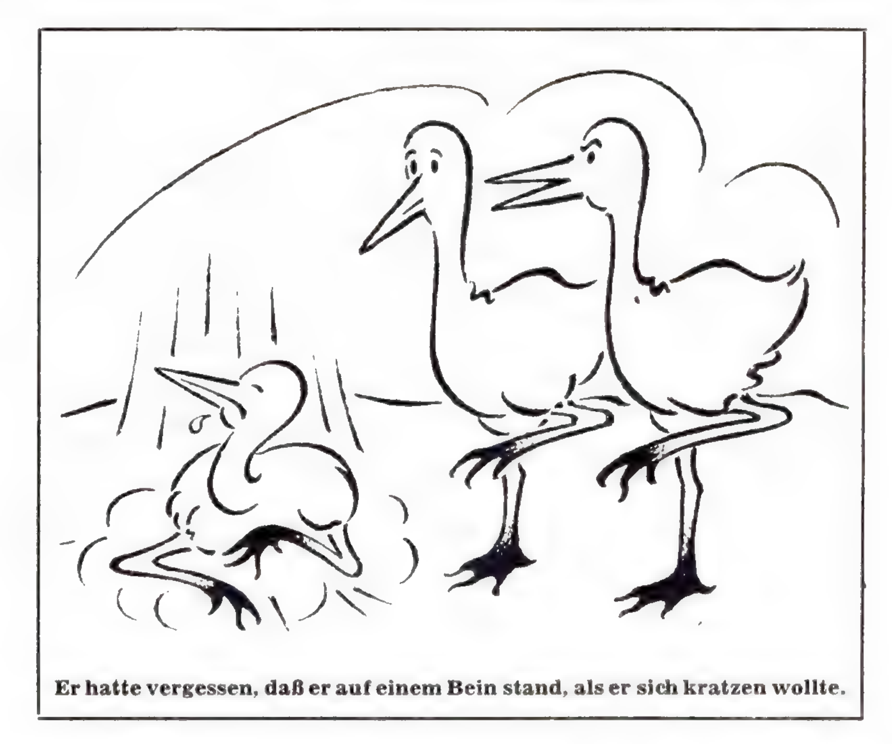
„Die Ofenfirma“, sagte sie zu Lilo und nahm den Brief, in dem „Walter Muffing & Söhne“ ihren Anruf erbeten hatten, faltete ihn zusammen und schob ihn in die Rocktasche.

„In Pasing. Ein finsteres Gebäude. Und Öfen. Auch grade keine sehr amüsante Sache. Ölöfen, Kachelöfen, Eisenöfen... puh. Aber sie sind der Ansicht, ich würde mich eignen. Und ich soll am Montag hinkommen, um alle Einzelheiten zu besprechen.“

Teresa fühlte sich keineswegs fröhlich. Daran, tagtäglich in Pasing in einer Ofenfirma zu sitzen, durfte man gar nicht denken. Auch nicht daran, was inzwischen aus Michi wurde. Aber von Berg am Laim aus, ihrem künftigen Wohnsitz, lohnte es sich einfach nicht, gelegentlich nach Schwabing zu fahren, um für Clausing was abzuschreiben oder Dr. Ambrons Schriftsätze zu verfertigen. Und Tills Doktorarbeit war beendet. Die seltenen Arbeiten für Lilos Zipp-Film waren ebenfalls keine Existenzgrundlage. Und Dr. Schnurres halbversteckten Heiratsantrag eine Sekunde in Erwägung zu ziehen, kam erst recht nicht in Frage. Einen Mann, mit dem man leben könnte – gern leben – der mußte ganz anders sein, der mußte...

„Albern“, entfuhr es Teresa plötzlich. Ihr war durch den Kopf gegangen, wieso Jordan eigentlich nicht kam, wenn er versprochen hatte, am nächsten Tag wieder hereinzuschauen. Drei Tage war das jetzt her. Es war wahrhaftig albern, wie ein Backfisch auf ein Lebenszeichen von diesem fremden Mann zu warten...

„Vielleicht ist das alles bloß ein Übergang...“, sagte Lilo, bereits in rotem Jersey, und schlüpfte in den Mantel. „Ich meine, das mit der Ofenfirma.“ Sie lächelte, während sie die Handschuhe überstreifte und mit einem verführerischen Parfüm das i-Tüpfelchen auf ihre Erscheinung setzte. „Ich gehe nämlich heute mit Eberhard Posemichel aus. Seine Olle ist in Ägypten. Besichtigt Pyramiden und alte Gräber. Und da soll ich ihm ein bißchen die Zeit vertreiben...“



Er hatte vergessen, daß er auf einem Bein stand, als er sich kratzen wollte.

Teresa wünschte ihr viel Spaß und ging in ihre Wohnung. Noch war das ein Zuhause, noch war es hübsch und wohnlich... aber wenn sie an ihre Zukunft dachte, Öfen, nichts als Öfen... und an Stelle eines „Zuhause“ einen kahlen, unpersönlichen Neubau... Darin saß dann Michi den ganzen Tag allein, ohne Julchen. Beim Gedanken an Julchen erreichte Teresas Stimmung den Tiefpunkt. Die Schulden, die Mahnbriefe, Herr Krötschke, das Leihamt... das alles konnte man abschieben. Aber mit Julchen war das nicht so. Das kleine Kerlchen fehlte einem. Da lag noch die Gummimaus herum, mit der sie so gern gespielt hatte. Da der angefressene Pantoffel... es war wirklich zum Heulen...

Teresa wußte, daß das Grübeln keinen Sinn hatte. Man mußte einfach was tun. Irgend etwas. Das Nächstliegende, um sich wieder zu fangen. So machte sie Schokoladenpudding, denn wenn Michi von Sportfest kam, hatte er bestimmt Hunger.

Sie kochte den Pudding, stellte ihn zum Abkühlen in kaltes Wasser, deckte den Tisch, begoß die Blumen und wollte eben nachsehen, welche Rechnungen sie

unbedingt in den nächsten Tagen bezahlen mußte, als es klingelte.

Ein livrierter Chauffeur stand vor der Tür, mit einem großen bunten Wickenstrauß und einem Brief.

„Ich soll auf Antwort warten", sagte er.

Teresa sah ihn fragend an, nahm die Blumen und öffnete im Wohnzimmer den Brief, während der Chauffeur im Flur wartete. Ihr Herz klopfte.

Das konnte doch nur... aber nein, warum sollte er... aber vielleicht doch? Und das Herzklopfen war blödsinnig, noch dazu plötzlich zittrige Hände...

Der Brief war wirklich von Jordan. Er schrieb, es habe ihm leid getan, daß er nicht gekommen sei, aber es sei so viel zu tun gewesen. Und wenn sie ihm eine große Freude machen wolle, so erwarte er morgen nachmittag sie und Michi und Julchen in Grünwald. Der Wagen würde sie zu jedem gewünschten Zeitpunkt abholen und abends auch heimfahren...

„Und Julchen", murmelte Teresa, und ihre jähe Freude wurde gedämpft. Ob sie nicht doch nochmal versuchen sollte, Frau Cerutti umzustimmen? Es war doch wirklich absurd, Michi die Schuld daran in die Schuhe zu schieben, daß Fred sich in Karin verliebt hatte, anstatt weiter Dido den Hof zu machen. Weshalb mußte ausgerechnet das arme Julchen dafür büßen und Michi, dem der Gedanke an die bevorstehende Trennung von dem Hund ohnehin schwer zu schaffen machte? Ja, das würde Teresa der Frau Cerutti nochmal sagen.

Jordan hatte einen Garten. Wie schön wäre es doch, wenn Michi da mit Julchen hätte spielen können...

„Einen Augenblick bitte", bat Teresa den Chauffeur. Sie hatte das Gefühl, daß er wittern konnte, wie sich hier der Vollstreckungsbeamte und der Gerichtsvollzieher die Tür in die Hand gaben. Er sah so elegant aus. Seine Miene war unbeweglich.

Teresa grübelte über den paar Antwortzeilen, und schließlich stand weiter nichts da als: „Danke, lieber Preuße. Die Österreicherin freut sich und kommt gern mit Michi. Ob auch mit Julchen, das wissen noch die Götter und Frau Cerutti..."

Dann ging der Livrierte, und Teresa suchte ein Glas für die Wicken. Sie wußte nicht, wann ihr das letzte Mal ein Mann Blumen geschenkt hatte. Robby ein paar Mal, ganz am Anfang... aber Herzklopfen hatte sie damals nicht gehabt.

„Mamiiiii!"

Michi kam zur Flurtür herein. Aber wie sah er denn aus? Verheult und schmutzig, und hinter ihm schlich Maxi, ebenfalls mit recht betretenem Gesicht. Michi wischte sich mit den Händen übers Gesicht, das dadurch noch schmutziger wurde, und schniefte und schluchzte. Er sah zum Erbarmen aus.

„Die haben Julchen verkauft", schluchzte er, als er endlich reden konnte. „Einfach verkauft, Mami. Julchen verkauft..."

Ein neues Schluchzen folgte, dazwischen putzte sich Michi die Nase und legte dann den Kopf auf die Arme und schluchzte leise vor sich hin.

„Ich war oben", sagte Maxi. „Ich dachte, mir geben sie den Hund vielleicht eher. Und da war diese Zierpuppe an der Tür, die Dido. Und die hat gesagt, sie hätten sie heute verkauft..."

„Verkauft", schluchzte Michi, „mein Julchen... verkauft..."

Teresa stiegen nun auch die Tränen in die Augen. Sie strich Michi über das verwühlte, struppige Haar.

„Julchen verkauft", murmelte sie kopfschüttelnd. Sie vermochte es selbst nicht zu fassen, daß sie das kleine liebe Tier nie wiedersehen sollten.

„Hätte ich sie doch bloß den zweiten Pantoffel auch noch zerbeißen lassen", sagte Teresa traurig; denn der noch heile zweite Pantoffel, den sie kürzlich vor Julchens Spieltrieb gerettet hatte, schien sie beinahe vorwurfsvoll anzublicken.

Eine Weile saßen sie schweigend da. Endlich raffte Teresa sich auf:

„Wenn du mit uns essen willst, Maxi, es gibt Schokoladenpudding..."

Das Wort „Schokoladenpudding" löste bei Michi eine neue Tränenflut aus. Schokoladenpudding hatte Julchen so gern gefressen. Davon hatte er ihr doch ohne Mamis Wissen immer im Frischhaltebeutel etwas mitgebracht. Ausgerechnet Schokoladenpudding...

„Ich will überhaupt nichts essen", schluchzte er. „Wo sie mein Julchen verkauft haben... mein Julchen..."

*

Luise Petruschkats Augen wurden groß und ungläubig, und dann schlug sie die Hände zusammen und blickte anklagend auf Jordan:

„Also nee, Herr Generaldirektor, was zuviel is, das is zuviel..."

Jordan war inzwischen mit Julchen dem Wagen entstiegen. Er hatte Huber mitgeteilt, daß er ihn heute nicht mehr brauchte. Jetzt ließ er sich von Julchen, die er an der Leine hatte, an Frau Petruschkat vorbei ins Haus ziehen.

„Wie das Fräulein Ebermann angerufen hat, daß Sie jemand Vierbeinigen mitbrächten, da hab ich schon gedacht, Luise hab ich mir gedacht, ick will'n Besen fressen..."

„Fressen Sie keinen, Luischen", sagte Jordan begütigend und ließ Julchen von der Leine, ehe er seinen Hut auf den Garderobenständer legte. „Es ist nämlich kein Pferd und auch kein Elefant, sondern wirklich ein Hund. Und sie heißt Julchen und ist lediglich bis morgen Logiergast... Und genau genommen ist Julchen eine Überraschung..."

„Das kann man wohl sagen", murmelte Frau Petruschkat erschlagen und sah mit in die Hüfte gestemmten Armen wortlos zu, wie Julchen auf dem fremden Parkett herumschnupperte und dann einen riesigen See auf die Perserbrücke in der Mitte der Diele machte. „... und was für eine!"

Julchen sah sich scheu nach ihr um. Die bärbeißige Stimme war ihr unheimlich. Sie floh zwischen Jordans Hosenbeine, setzte sich hinter diese sichere Mauer und schielte von dort aus zu Frau Petruschkat hinüber.

„Schengel bloß nich so um die Ecken, du Luder, damit stimmst de mir ooch nich weich", schimpfte Frau Petruschkat und holte einen Lappen, um den See wegzuwischen.

„Und wo soll er denn heute nacht schlafen?", wollte sie wissen, „oder vielmehr sie? Denn, wenn mich nich alles täuscht, dann is Julchen wohl 'ne Dame. Aber daß Sie nich etwa denken, im Sessel oder uff'm Sofa, Herr Generaldirektor... ick verstehe ja 'ne ganze Menge Spaß..."

Der Disput um Julchen wurde im Wohnzimmer weitergeführt. Jordan ließ sich nicht daran hindern, einen Whisky einzugießen, obwohl er seit einigen Wochen keinen mehr getrunken hatte.

„Kommen Sie, Luischen", sagte er und reichte Frau Petruschkat ebenfalls ein Glas, das sie mißtrauisch und abwehrend entgegennahm, „geben Sie Ihrem Herzen mal einen Stoß und tun Sie nicht immer, als ob Sie gar keins hätten. Erzählen Sie mir lieber mal – Prost –, was ein kleiner Junge gern ißt. So an Kuchen, Pudding, Abendessen... Wir haben nämlich morgen Besuch. Einen kleinen Jungen, der zu Julchen gehört. Und seine Mama..."

„Besuch?" Frau Petruschkat sah Jordan an, trank einen Schluck von dem Teufelszeug, verzog das Gesicht und lebte auf bei dem Gedanken an das, was der Herr Generaldirektor da gesagt hatte.

„Ham Sie gesagt, Besuch? Richtiggehenden Besuch? Und ein kleiner Junge kommt?"

Jordan nickte. „Der Michi. Wir sind nämlich sehr befreundet, der Michi und ich..."

„Befreundet? Ja, wie alt ist denn der?"

„Der Michi? Zehn. Zehn Jahre alt..."

„Was denn, und der ist mit Ihnen... befreundet?"

Jordan hatte seinen Whisky schon ausgetrunken.



Herz ohne Leine

„Wollen Sie vielleicht sagen, daß ich ein Unmensch bin, mit dem man sich nicht befreunden kann? Julchen ist ja auch mit mir befreundet..." Aber da Julchen, von Frau Petruschkat unbemerkt, inzwischen auf dem blauen Sessel vor dem Kamin Platz genommen hatte und von dort aus die Umgebung inspizierte, lenkte er das Gepräch schnell in andere Bahnen.

„Wie schmeckt denn der Whisky, Frau Petruschkat? Noch ein Gläschen... ein halbes vielleicht? Na, sehen Sie, gutes Zureden hilft, und auf einem Bein kann man bekanntlich nicht stehen..."

Julchen rollte sich zusammen. Sie war müde. Es war alles so fremd, so neu und aufregend. Freilich, man war sehr erleichtert, von Dido und der Frau im roten Samtschlafrock weg zu sein. Aber ein abschließendes Urteil über die augenblickliche Situation ließ sich noch nicht bilden. Die Frau da, die „Luischen" genannt wurde, hatte ziemlich bärbeißig mit einem geredet. Und das Herrchen war ja lieb und gut... aber wo es einen zuerst mit hingenommen hatte, in dem großen Gebäude mit den vielen Leuten, da hatte jeder einen angefaßt, und alle hatten auf einen eingeredet, und man war jetzt müde und erschöpft und konnte im Augenblick keinen Entschluß fassen...

Julchen seufzte tief auf, machte die Augen zu und schnarchte leise vor sich hin.

„...Erdbeertörtchen", schlug Frau Petruschkat inzwischen vor, mitgerissen von der Wirkung des Whisky und der Vorstellung, endlich mal Gäste bewirten zu können. „Mit Schlagsahne. Und Schokoladenkuchen, ich hab da ein Rezept, ein Rezept, sag ich Ihnen... Und was wäre denn mit Vanille-Eis? Mit Sauerkirschen dazu? Also, Herr Generaldirektor... det is 'ne Wolke..."

Jordan nickte.

„Und Kaffee und Tee natürlich... Michi hat ja auch eine Mama..."

„Das is ja klar", winkte Frau Petruschkat ab. „Und für den Jungen Schokolade. Mit Schlagrahm obendrauf..."

„Dem wird ja schlecht, Frau Petruschkat..."

Frau Petruschkat hielt ihr Glas zum Nachfüllen hin. „Schlecht? Haben Sie 'ne Ahnung, was so'n Jungensmagen alles verträgt..."

„Immerhin", protestierte Jordan, „war ich ja auch mal ein Junge... Und abends? Was machen wir denn da?"

„Da gibts natürlich Würstchen mit Kartoffelsalat."

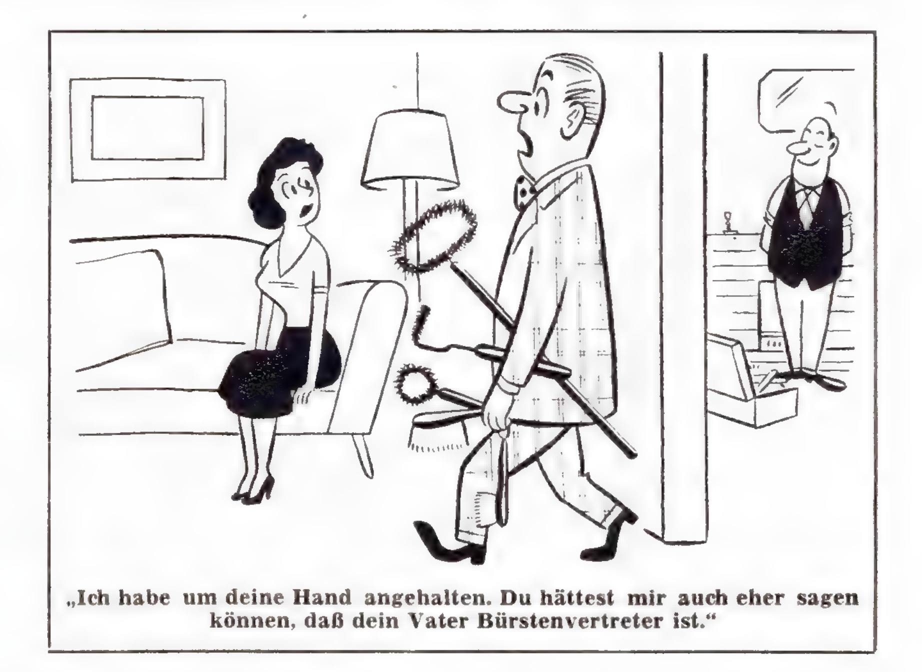
„Meinen Sie? Aber für Michis Mami..."

„Für den Jungen natürlich. Was ein richtiger Junge ist, für den ist Kartoffelsalat mit Würstchen richtig. Und hinterher rote Grütze. Und sonst... für Sie und die Dame mach' ich Hähnchen, schöne zarte Hähnchen. Hintennach Erdbeeren, Käsetoast... na, und wir haben ja noch den Nußberger..."

„Richtig, den Nußberger", stimmte Jordan zu. Er hatte längst bemerkt, wo Julchen gelandet war und bemühte sich, das grimmige Luischen bei Laune zu halten. Immerhin, der Whisky hatte schon besänftigend gewirkt, wenn er auch, mit Soda vermischt, kein Unheil anrichten konnte.

„Überhaupt", warf er ein, „von dem Nußberger tun Sie uns mal eine Flasche für später beiseite..."

Luise Petruschkat gönnte ihm nur einen verächtlichen Blick und erhob sich



„Ich habe um deine Hand angehalten. Du hättest mir auch eher sagen können, daß dein Vater Bürstenvertreter ist."



mit einem Blick auf die Uhr, denn das Schweinslendchen mit gedünsteten Tomaten würde inzwischen zart und weich sein...

„Als ob ich das nicht schon längst getan hätte. wo Sie doch in den letzten Tagen immer..."

„Wir, Luischen, wir haben uns über den Nußberger gemacht", stellte Jordan richtig. Doch seine Worte prallten an dem breiten Rücken Frau Petruschkats ab. Sie näherte sich gerade dem Sessel, in dem Julchen sanft und selig schlief.

„Ja, was seh' ich denn da?"

Aber das zweite Mal flüsterte sie nur noch. Denn Julchen hatte die dicken Pelzpfötchen übereinander gelegt und schnarchte leise vor sich hin.

„Sie schläft", flüsterte Frau Petruschkat. „Seien Sie bloß leise, Herr Generaldirektor, damit sie nich wach wird, die sieht ja so müde aus..."

*

„Was mach' ich denn nur?"

Teresa sah verzweifelt auf die Uhr. Es war zehn Minuten nach halb vier. Seit punkt halb vier wartete unten vor dem Haus Jordans Wagen mit dem livrierten Chauffeur. Karin hatte ihm bereits Bescheid gesagt, Teresa und Michi kämen gleich. Sie hatte auch noch mit einem Paar Reservestrümpfen ausgeholfen, weil die Teresas im letzten Augenblick eine Laufmasche bekommen hatten.

„Hübsch siehst du aus", stellte Karin fest. „Das weiße Leinenkostüm steht dir großartig!"

Zugegeben, das Kostüm war hübsch, und Teresa hatte es selten getragen. Wann ging sie denn schon mal irgendwohin? Aber das war jetzt alles nicht so wichtig. Michi war verschwunden, spurlos verschwunden. Und der Wagen wartete, und Jordan wartete in Grünwald...

„Was soll ich denn nur machen?" fragte Teresa verzweifelt. „Als er aus der Schule war, hat er ganz elend ausgesehen, nichts gegessen und nichts geredet. Ich hab ihm noch versprochen, das wir Montagnachmittag 'raus ins Tierasyl gehen wollen. Vielleicht ist ein kleiner Hund draußen, der Michi gefällt. Wenn ich in der Ofenfabrik bin und regelmäßig verdiene... na, für das Tierchen reicht es auf jeden Fall. Und dann... Michi wäre nicht so allein. Aber er will nicht."

Sie rief ins Treppenhaus Michis Namen. Sie rief aus dem Fenster, sie lief zu Lilo hinüber, überall war sie schon gewesen... und keine Spur von Michi.

„Was?" wunderte sich Karin, „er will nicht? Ja, warum denn nicht?"

Teresa sah verzweifelt auf die Uhr und dann auf Michis bereit gelegte Sachen, das frischgebügelte weiße Hemd, die sauberen Kniestrümpfe. Es wurde später und später, und es blieb wohl nichts übrig, als Jordan anzurufen.

„Warum denn nicht?" fragte Karin ein zweites Mal. „Wieso will er denn jetzt auf einmal keinen Hund mehr?"

Teresa ging zur Tür, um von Lilos Wohnung aus zu telefonieren. Auf halben Wege drehte sie sich nach Karin um:

„Er sagt, ein anderer Hund ist doch nicht Julchen..." (Fortsetzung folgt)

Der Philosoph

Ein asiatischer Philosoph wurde nach New York eingeladen. Sein Gastgeber begleitete ihn auf seiner ersten Fahrt mit der Untergrundbahn. Im Sturmschritt jagten sie die Treppen hinunter, quetschten sich durch die Menschenmenge auf dem Bahnsteig und in die soeben einfahrende Bahn hinein. Schon schlossen sich die Türen automatisch. Noch ganz außer Atem meinte der New Yorker Gastgeber: „Wieder zwei Minuten gewonnen!"

Der Weise aus Asien sah ihn freundlich an. Dann fragte er: „Und was machen wir jetzt damit?"



Eine Stadt der goldenen Dächer ist Katmandu, die Hauptstadt des Himalajastaates Nepal. Katmandu hat mehr als hunderttausend Einwohner, aber durch die Straßen weht noch der Hauch der Vergangenheit. Fünftausend Tempel und Tempelchen sollen in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung stehen, pagodenartige Bauwerke mit reichgeschnitzten Vorbauten und Pfeilern, mit übereinandergebauten, vergoldeten Dächern. Vor den Tempeln wachen schwere, aus Stein gehauene Drachen und Löwen. Die Nepalesen sind, ähnlich wie die Tibeter, ein tief religiöses Volk. Sie beten täglich in ihren Tempeln und bringen ihren Göttern und Dämonen Opfer. Und ihre Religiosität ist tolerant: Es gibt Tempel, die von den Angehörigen der verschiedensten Volksstämme und Religionen in voller Harmonie benutzt werden.



Dramatische Abenteuer einer mutigen Frau im Himalaja-Staat Nepal

Der Himalaja-Staat Nepal ist ein unabhängiges Königreich mit einer eigenen, langen Geschichte. Aber die Rotchinesen bezeichnen es jetzt plötzlich als einen Teil ihres Landes. Wollen sie Nepal das gleiche Schicksal bereiten wie Tibet? In Katmandu, der Hauptstadt Nepals, trafen jedenfalls alarmierende Nachrichten ein: Rotchinesische Streitkräfte sind in das Königreich eingedrungen, haben Grenzdörfer überfallen und Nepalesen getötet. Dieses Nepal und seine Hauptstadt Katmandu sind der Schauplatz dieses Berichtes. Seine Verfasserin, Erika Leuchtag, hat monatelang in diesem seltsamen Land gelebt und als erste Fremde seine Geheimnisse kennengelernt. Sie war gerufen worden, um eine der beiden Frauen des Königs Tribhuvana mit Heilmassage zu behandeln. Alles an diesem Lande erschien ihr zuerst unbegreiflich, bedrückend, rätselhaft, in Abwehrstellung gegen sie. Das größte Rätsel war Tribhuvana selbst: König und Verkörperung des Gottes Vishnu, war er nichts weiter als ein Gefangener im goldenen Käfig. Eingeschlossen mit seiner Familie in seinem Palast, den er nur mit Erlaubnis des Ministerpräsidenten verlassen durfte. Dieser Ministerpräsident Mohun Shamsher Jung Bahadur Rana, das Haupt der Rana-Aristokratie, war der eigentliche Herrscher von Nepal. Das war schon seit Generationen so, seitdem ein Rana alle Macht an sich gerissen und das Amt des Ministerpräsidenten für seine Familie erblich gemacht hatte. Nach außen hin ließ man die Könige weiterhin als Herrscher des Landes gelten. Ihre Stellung war unantastbar: Sie waren für die Nepalesen eine Gottheit. Aber jeden König hatte man zum Laster verführt oder in den Wahnsinn getrieben. König Tribhuvana sollte denselben Weg gehen.

König Tribhuvana selbst sprach kaum je von diesen Dingen zu mir. Erst in der letzten Zeit, als sein Mißtrauen gegen mich geschwunden war, kamen Worte über die Ranas und die Politik seines Landes über seine Lippen. Und ich begann dieses, sein Mißtrauen, erst zu verstehen, als ich hörte, daß er nie zuvor mit einem Europäer allein gesprochen hatte, daß er nie einen Fremden in seinem Palast hatte empfangen dürfen – ohne daß eine Rana dabei war. Es war natürlich, daß er mich am Anfang für eine Agentin der verhaßten Adelssippe halten mußte.

Dann aber fügte auch er, mit einem Wort, mit einem Satz, Steinchen auf Steinchen zu dem Mosaik, aus dem ich mir dann das Bild, das wirkliche Bild jenes verwunschenen Landes zusammensetzte.

Eines Tages erzählte ich ihm von den Postläufern am Chandragiri-Paß, deren Glöckchenkette am Fußgelenk so reizend geklungen habe.

„Erika, wissen Sie, warum diese dak-Läufer Glocken tragen?" Nachsichtig lächelnd vor soviel Ahnungslosigkeit ergriff der König meine Hand. „Damit man sie hört. Damit man kontrollieren kann, wie schnell sie laufen. Laufen sie nicht schnell genug, dann ist jedermann verpflichtet, sie anzuzeigen. Dann werden sie bestraft, indem man sie mit rückwärts gebogenen Gliedmaßen wie Geflügel für die Pfanne bindet. Quer über den offenen Mund zieht man ihnen einen dicken Strick, damit sie nicht reden können, und setzt sie dann für einen oder mehrere Tage auf rauhem Fels der Sonne





aus, bis sie verschwollen und blutig sind. Möglich, daß man sie dann noch in den Abgrund stößt..."

„Aber das ist doch nicht möglich", entsetzte ich mich.

„Solche Dinge sind leider möglich, Erika. Kurz bevor Sie kamen, hat man hier in Katmandu einen Mann hingerichtet, weil er sich am Radio eine Rede von Ghandi angehört hatte."

„Aber es kann doch niemand hingerichtet werden, ohne daß der König sein Siegel unter das Urteil setzt", fuhr ich empört auf. „Warum konnten Sie das denn nicht verweigern?"

„Natürlich gibt es ein königliches Siegel", nickte er mit ironisch verzogenen Mundwinkeln. „Aber man hält es im Schreibtisch des Ministerpräsidenten auf Singha Durbar gut verschlossen – damit ich es nur ja nicht verliere."

Eine hübsche Bestie . . .

Aber König Tribhuvana in seinem Wohnsitz Happy Cottage gefangen zu halten, genügte den Ranas keineswegs. Sie woben ein teuflisches Netz der Verleumdung, das ihn auf eine viel niederträchtigere Weise von der Welt trennte. Jede Sympathie, die ihm vom Ausland her entgegengebracht werden könnte, machte man geschickt zunichte mit verlogenen Andeutungen über seinen Charakter und seine Lebensweise. Ich erinnere mich, daß mir bei einem meiner seltenen Besuche in der Britischen Botschaft in Katmandu einmal eine Dame erwiderte: „Der König? Eine hübsche Bestie, nicht wahr?"

Er war für die wenigen Ausländer kaum mehr als ein Name. Eine Wachsfigur in weißer Tuchuniform, die neben dem Thron stand, verlas, was man ihm aufgeschrieben hatte, und sich dann sofort wieder zurückzog, um seinen geheimen Lastern zu frönen, wie die Ranas mit vielsagendem Achselzucken durchblicken ließen. Nepalreisende, die, selten genug, einige Zeit im Lande verbrachten, um dann ein Buch darüber zu schreiben, berichteten gutgläubig und ahnungslos, was man ihnen erzählt hatte. Und so glaubte man auf der anderen Seite des Himalaja bereitwillig, daß Tribhuvana, der Wüstling, nichts als Ausschweifungen, Alkohol und Opium kenne und daher geistig und körperlich schon halb verfallen sei.

Das paßte nur allzugut in das Bild der zügellosen orientalischen Herrscher – wie andererseits die Ranas die starken und klugen Großwesire abgaben. Genau das hatten sie mit ihrem Gerede beabsichtigt. Es war so bequem für die Gesandtschaften der Briten und der Inder, dies alles für richtig zu halten, solange man von den Ranas prächtige Fruchtkörbe bekam, mit ihnen Tennis spielte, Tee trank und schließlich miterlebte, wie sie immerhin das taten, was unbedingt notwendig war.

Die Wahrheit über den König

Bei meiner ersten Audienz vor dem Ministerpräsidenten hatte ich die Rolle einer farblosen und kindisch törichten Person gespielt – jetzt gab mir dieser Zufall die Möglichkeit, als erste Ausländerin die Wahrheit zu entdecken: Der angebliche Weichling war in Wirklichkeit ein durchtrainierter Athlet. Der angebliche Säufer netzte bei offiziellen Gelegenheiten nur aus Höflichkeit die Lippen mit Alkohol, weil durch ihn die Ranas seinen Vater und Großvater zugrunde gerichtet hatten. Der sittenlose Lüstling umgab in Wirklichkeit seine beiden Frauen mit Achtung und Liebe und verurteilte die Europäerinnen als unmoralisch. Statt des vorgeblichen Opiums aber rauchte er nie etwas anderes als Zigaretten zur leichten Anregung.

Und er war stolz darauf, seinen Körper so gestählt und vor der Niedertracht der Ranas bewahrt zu haben. Ich

erkannte im Laufe der Zeit, wie er sich ständig bereit hielt und Geduld im Warten übte – ungeachtet aller Bitterkeit und Verzweiflung, die an ihm nagte. Denn es verging kein Tag, keine Stunde, da er nicht auf die grausame Wirklichkeit seines Gefangenendaseins gestoßen wurde.

Wollte er einmal außerhalb seines Palastgeländes mit seinem Auto fahren, so hatte er dies dem Ministerpräsidenten rechtzeitig vorher anzumelden. Er erhielt dann einen Rana-Offizier als Begleitung. Sein eigenes Land, das seine eigenen Ahnen erobert hatten, war ihm nahezu unbekannt. Aus den Versandkatalogen großer Firmen in Indien, Frankreich, England, Japan und Amerika wußte er vom Alltagsleben jener fernen Länder mehr als von dem, was vor der Tür seines Palastes lag.

Er besaß unwahrscheinlich genaue Kenntnisse über die politische und wirtschaftliche Struktur westlicher Demokratien. Wie lange habe ich daran herumgerätselt, woher ein Mann, der in dieser Weise gefangen gehalten, dessen Briefe zensiert, dessen Schritte sämtlich überwacht wurden, sich ein derartiges Wissen über die Außenwelt aneignen konnte. In den Versandkatalogen stand darüber nichts. Ein Teil seiner Schulbildung konnte es auch nicht sein; die hatte, wie er mir einmal erzählte, in den Händen eines armen Nepalesen gelegen. Als ich ihn offen darum zu fragen wagte, lächelte er fast wie ein Schulbub, der sich an einen besonders gelungenen Streich erinnert.

Bücher auf geheimen Wegen

„Vor Jahren", erzählte er mir, „hatte man mir, aus politischer Klugheit, erlaubt, zweimal nach Indien zu reisen. Es war kaum mehr, als wenn ein Tier im Käfig seinen Kopf durchs Gitter steckt, um einmal nicht die Stäbe zu sehen. Denn in Delhi und in Kalkutta konnte ich kaum einen Schritt allein tun; die Ranas führten mich an der Kette. Das offizielle Indien kümmerte sich um meine Person nicht sonderlich. Die Regierungen interessieren im allgemeinen nur die harten Tatsachen; und Nepals harte Tatsache waren die Ranas. Aber – ganz so dumm, wie die Ranas meinten, war ich auch damals schon nicht. Als meine Reise feststand, habe ich im Garten Abend für Abend heimlich Steine gesammelt und mit ihnen zwei Koffer gefüllt, die ich sorgfältig verschloß. In Indien habe ich dann diese sinnlose Fracht mit einer kleinen, ausgesuchten Bibliothek über Wirtschaft, Sozialwissenschaft und Politik westlicher Länder vertauscht. Dieses eine Mal konnte ich die wachsamen Augen der Ranas täuschen." Wie er das fertiggebracht hat, wollte er mir aber nie erzählen.

Es war nicht leicht, aus all den kleinen Einzelheiten, die ich vom König selbst, aus mancherlei Gesprächen mit seinen beiden Ärzten und aus eigener, immer hellsichtiger werdender Beobachtung zusammentrug, ein Bild von der unglaublichen Situation zu machen, in der König Tribhuvana sich befand. Nach und nach wuchs in mir die Überzeugung, daß kein Zufall mich hierhergeführt hatte. Jenes seltsame Vorgefühl damals, als ich die erste Anfrage aus dem mir unbekannten Land bekam, der innere Zwang, der mich zusagen ließ, und mein überwacher Sinn für Recht und Gerechtigkeit waren der Urgrund für den immer deutlicher in mir aufsteigenden Wunsch, zu helfen.

Dabei hatte ich keine Ahnung, wie ich das in diesem Land der fremdartigen Gegensätze fertigbringen sollte – wo die Goldkrone des Ministerpräsidenten zweihunderttausend Pfund wert war und der Tagelohn eines Arbeiters nur ein paar Kupfermünzen betrug; wo ein gefangener Gottkönig Versandkataloge las und davon träumte, seinem Volke ein echter, verantwortungsbewußter Monarch zu sein.

Es mußte einen Weg geben. Ich durfte Nepal nicht verlassen, ohne nicht wenigstens diesen Weg gesucht zu haben.

Noch aber suchte ich erst die Fäden zusammen, suchte mich zurechtzufinden im Würzduft und Goldgefunkel des Landes, in Tyrannei und gleisnerischer Lüge seiner selbstherrlichen Großen und in der Zauberwelt meiner Abende unter Menschen, die sich wie fremdartige Blüten nur zögernd vor meinem faszinierten Auge öffneten.

Die „Briefe" eines Herrschers

Fast täglich in der Frühe trabte ein Bote auf meinem Gartenpfad daher mit einem zimtfarbenen Briefchen: „Miß Erika möchte bitte heute um fünf Uhr nachmittags kommen." So und ähnlich lauteten die kurzen Botschaften, die aus dem Palast kamen. Sie trugen stets die Unterschrift des königlichen Sekretärs Sardar Pushparaj. Dies war ein ältlicher, melancholischer Beamter aus dem Ministerium, selbstverständlich im Dienste der Ranas, und nur zu der unwichtigen Tätigkeit abkommandiert, die Bestellungen auf Schmuck, Kameras, elektrische Geräte oder Kleidung nach Europa, Indien oder Amerika aufzugeben. Diese „Briefe" bildeten die einzige Privatkorrespondenz des einsamen Herrschers. Natürlich wurden auch davon Kopien in Singha Durbar vorgelegt. Selbstverständlich wurde jede Äußerung des Königs, jedes erlauschte Gespräch weitergegeben. Aber das war nun einmal Routine, und der König mochte den Alten dennoch persönlich gern.

Mit dem ergeben-bekümmerten Ausdruck im pergamentartig zerknitterten Gesicht verband sich bei dem Sekretär ein gewisser Charme, der jeden Umgang mit ihm angenehm machte. Ungeachtet seiner amtlichen Verpflichtung gegenüber den Ranas war er der königlichen Familie in Treue ergeben. Er hat noch Jahre nach dem großen Umsturz im Dienste der Älteren Königin gestanden.

Immer nur im Flüsterton

Die Behandlung der Älteren Königin mußte mit äußerster Sorgfalt vorgenommen werden, weil sie eine so zarte und höchstempfindliche Haut hatte. Gelegentlich ließ sich auch der König massieren – denn selbst die geschmeidigen Muskeln eines Tigers erschlaffen in der Enge des Kerkers...

Nach der Massage setzte ich den vom König mit viel Eifer betriebenen Tanzunterricht fort. Bald nahmen auch die Königinnen und die Prinzessinnen daran teil. Die drei Prinzessinnen, stets gleich gekleidet, waren wie Liliengewächse, die im Schatten wachsen. Nalini, Bharati, Vijaya, biegsam und sehr hell gepudert, die Brauen sorgfältig gezupft, Rouge und Lippenstift exquisit aufgetragen – so standen sie vor ihrem Vater, der, sobald er einmal der einen zulächelte, sofort auch die beiden anderen einbezog, um keine zu vernachlässigen.

Ihre Stimmen waren gleich hell, aber stets bis zum Flüstern gedämpft, sodaß ich es auf die Dauer kaum mit anhören konnte. Wenn sie doch einmal natürlich und mit der vollen Kraft ihrer Lungen und Kehlen sprechen würden! Einmal packte ich Vijaya in meiner Verzweiflung unversehens von hinten um die Taille, hob die zarte Last ein wenig hoch und stupste sie auf den Boden. Als sie aufschrie, lachte ich triumphierend:

„Nun weiß ich wenigstens, daß ihr überhaupt eine Stimme habt."

Um uns die Zeit – die oft sehr lange Zeit, die der König uns warten ließ – zu vertreiben, zeigte ich den Prinzessinnen Handarbeiten, wie ich sie noch von meiner Großmutter gelernt hatte, und lehrte sie einfache deutsche Volkslieder – und dabei hörte ich sie endlich nicht nur flüstern. Ich begann sogar mit deutschem Unterricht. Da wir keine Lehrbücher hatten, machte ich „Anschauungsunterricht". Ich zeigte also zum Beispiel auf eine der gipsernen Gartenverschönerungen: „Bharati, was ist das?" Und sie

antwortete eifrig: „Das ist ein Zwerke." Oder: „Das ist ein Pils."

Und bei alledem wußte ich sehr wohl, daß wir beobachtet wurden. Hinter einem der geschlossenen Fenster oder auf dem kleinen Balkon vor seinem Schlafzimmer, durch die Käfige mit den gefangenen bunten Vögeln verdeckt, stand irgendwo der König. Ich spürte das.

Zuweilen sah ich den König auch einmal außerhalb des Palastes, bei einer der offiziellen Gelegenheiten, wenn die Ranas es für zweckmäßig hielten, daß er sich zeigte. So saß er einmal bei einem großen Sportfest auf dem maidan, in Khaki-Uniform mit Schirmmütze, an der ein riesiger Diamant blitzte. Neben ihm saßen drei junge Offiziere in enganliegenden Uniformen. Es waren seine drei Söhne: Kronprinz Mahendra und die jüngeren Prinzen Himalaya und Basundhera. Sie starrten mit trüber Miene uninteressiert vor sich hin, während der König erhobenen Hauptes den Vorführungen zusah, ohne daß sich ein Muskel in seinem Gesicht bewegte.

Später, im Palast, brachte ich die Rede auf die Prinzen, die ich zum ersten Male gesehen hatte. Ich wollte gern mehr von ihnen wissen. Aber der König verschloß sich.

„Sie leben nicht mit mir zusammen". sagte er knapp. „Sie haben ihre eigenen kleinen Paläste in der Nähe von Naran Hity Durbar." Dann schwieg er, so plötzlich, so auffallend, daß ich wieder ein neues Rätsel ahnte.

Ein eiskalter Befehl

Aus dem Palast des Ministerpräsidenten kamen tagtäglich Zigaretten. Das war vielleicht wirklich nur eine nette, höfliche Geste mir gegenüber. Vielleicht aber steckte mehr dahinter. Ich war dem Ministerpräsidenten, überhaupt den Ranas gegenüber, mißtrauisch geworden, seit ich ein wenig ihre Geschichte und die Amtsführung des jetzigen Ministerpräsidenten kennengelernt hatte. Und ich vermutete instinktiv, daß Ministerpräsident Mohun Shamsher Jung Bahadur Rana die Hauptfigur in dem Rätsel um den König war.

Ich spürte, daß meine Situation am Hofe des Königs gefährlich war. Und ich war langsam klug genug geworden, dem Ministerpräsidenten nett und naiv, aber sehr überlegt diplomatisch schmeichelhafte Dankesbriefe für seine Aufmerksamkeiten zu schreiben. Im Inneren empfand ich Abscheu und Zorn gegen ihn.

Seinen Sohn, den General Bijaya, dagegen konnte ich gut leiden. Mir gefiel seine ritterliche Art genau so wie sein wacher und scharfer Verstand. Ich war noch nicht lange in Tripureswar, als Mani Ram, der Verwalter der Gästehäuser, bei mir erschien, um sich auf Veranlassung Seiner Hoheit des Generals Bijaya nach besonderen Wünschen zu erkundigen.

„Eigentlich entbehre ich nichts", erwiderte ich ihm, „nur – vielleicht hin und wieder eine Kleinigkeit zu trinken für den Abend."

„Wir haben Prohibition in Nepal, madam", meinte Mani Ram bedenklich.

„Das ist mir bekannt. Aber Sie haben mich ja gefragt." Was sollte ich anderes sagen?

Mani Ram verschwand bekümmert. Aber noch am gleichen Abend wurde je eine Flasche Whisky und Brandy bei mir abgegeben. „Mit den besten Empfehlungen von Generalmajor Bijaya Shamsher Jung Bahadur Rana, Minister des Äußeren." Eine beigelegte Karte mit der charakteristischen, betont europäischen Handschrift, die auch meinen Arbeitsvertrag unterschrieben hatte, bat, „die bescheidene Gabe entgegenzunehmen." Von da an folgten weitere Sendungen. In kürzeren Zwischenräumen, als es bei meinem Bedarf notwendig gewesen wäre.

Neben dieser großherzigen Geste ritterlicher Freundschaft des Generals sollte ich jedoch bald auch seine eiserne Härte kennenlernen. Aus dem Palast kam die Forderung an mich:

„Man erwartet von Ihnen monatliche Berichte über den Gesundheitszustand der Königin, über die Art der Behandlung und über etwaige sonstige Tätigkeit bei irgendeinem anderen Mitglied der Königlichen Familie. Sollte Ihre Anwesenheit im Palast sich überdies noch in anderen Formen abspielen, so wollen Sie bitte auch darüber berichten!"

Ich weigerte mich empört.

Eine knappe Stunde später wurde ich von einem Beamten des Außenministeriums abgeholt. Generalmajor Bijaya erwartete mich bereits in Singha Durbar. Mit eiskalter Miene, die Lippen zusammengepreßt, stand er kurz auf, kam mir aber nicht entgegen, sondern wies mich auf einen Besucherstuhl. Ungeduldig mit den Fingern trommelnd, hörte er sich hinter seinem mächtigen Schreibtisch meine Einwände gegen jegliche Berichterstattung über meine Behandlung an. Dann legte er mit harter Geste seine Hände auf die Schreibtischplatte und erklärte:

„Madam, machen Sie sich bitte klar, daß die königliche Familie von Nepal nicht unter die ethischen Vorschriften Ihres Berufes fällt. Ich befehle Ihnen hiermit, die verlangten Berichte monatlich prompt zu liefern."

Tiefgekränkt und wütend kehrte ich heim. Wollte man nun auch mich in das Agentennetz einbeziehen, das um den König gewoben war?

Selbstverständlich berichtete ich sofort dem König, was geschehen war. Aber er lächelte nur und hob unmerklich die Schultern. „Nach allem, was ich an Verfolgung und Demütigung seit Jahren durch die Ranas erfahren habe, kann mich diese Geschichte weder überraschen noch ärgern." Er klopfte mir beruhigend auf meine zur Faust geballten Finger.

Geheimnisvolle Atmosphäre

Ich habe diesen König nie ganz verstanden. Aber das lag wohl nicht so sehr an mir. König Tribhuvana wollte selbst ein Rätsel sein. Er fürchtete sich davor, verstanden zu werden; er versuchte es unmöglich zu machen, daß man ihn verstand, daß man seine Gedanken auch nur erriet. Die Bitterkeit seiner jahrelangen Gefangenhaltung durch die Ranas hatte in ihm einen Stolz entwickelt, der es ihm verbot, sich anmerken zu lassen, wie sehr er unter diesem Zustand litt.

Er verschloß sich. Er schuf bewußt diese geheimnisvolle Atmosphäre des Palastes und die Schweigsamkeit, die er sich und seiner Familie auferlegte; die stets verschlossenen Türen waren ein Ausdruck dieser Haltung; mit den beiden tiefgezogenen Flügeln seines schwarzen Haares versuchte er den Sitz seiner Gedanken zu überschatten.

Das war der eine, sehr verständliche Zug seines seltsamen Wesens. Und der andere: Ein verstandesmäßiger Konflikt seines Inneren. Einerseits empfand er sich sehr wohl als Inkarnation seines Gottes – andererseits begeisterte er sich geradezu kindlich für die allerneuesten Erfindungen und Moden des Westens, von der Krawatte bis zum kompliziertesten elektrischen Gerät.

Er war schon von Natur aus stolz. Stolz auf die unendlichen Möglichkeiten mehr als die tatsächlichen Gegebenheiten seines Ranges. Stolz darauf, ein Rajput, ein kriegerischer Kashatria und Gott-König zu sein. Jede Regung seiner Züge, jede genau berechnete, vollendete Haltung seines Körpers bestätigte das. Welche ererbten Abscheulichkeiten er im tiefsten Inneren mit sich herumtrug, welche grausamen Bilder aus der blutigen

Geschichte seines Hauses seinem Wesen eingeprägt sein mochten, habe ich nie erfahren. Ich hätte es wohl verstanden, wenn er danch gestrebt hätte, ein Tyrann zu sein wie sein Ahnherr Prithwi Narain. Aber er hatte ein ganz anderes Ziel: in seinen Wunschträumen sah er sich als zukünftigen verfassungsmäßigen Monarchen, als einen König im Sinne der britischen Krone mitten im Himalaja – als die praktische Verwirklichung dessen, was er aus jener Kofferlast voll Bücher von Kalkutta mitgebracht hatte.

Er war ungemein empfindlich, wenn er irgendwo als ungebildeter Feudalherrscher abgestempelt wurde. Daher seine betonte Vorliebe für alles Westliche – eine Leidenschaft, die sich seltsamerweise gleichzeitig mit einer Verachtung sehr vieler westlicher Moralbegriffe vertrug.

Er war ein Meisterfotograf, und zwar nicht allein bei der künstlerischen Aufnahme, sondern vor allem in der Dunkelkammer. Er war ein ebenso guter Autofahrer wie Mechaniker. Zu der Unzahl elektrischer Geräte, die es im Palast gab, mußte der Sekretär Sardar Pushparaj immer noch mehr und neuere bestellen, dazu Lampen, Öfen, Uhren, und was weiß ich sonst noch. Sie brauchten nicht schön zu sein, sie sollten nicht schmükken – er nahm sie nur ständig auseinander und setzte sie wieder zusammen.

Unerschöpflich war auch der Reichtun seiner Garderobe. Er besaß europäische Anzüge für jede nur denkbare Gelegenheit. Er wechselte seine Anzüge zuweilen drei- oder viermal am Tage. Sie wurden für ihn außerhalb Nepals aus Stoffen gefertigt, die er in Kalkutta, London oder Paris bestellte, nach den peinlich genau von ihm selbst gegebenen Maßen. Auf die gleiche Weise kümmerte er sich auch um die Stoffe und Stickereien seiner Frauen und Töchter. Da war nicht ein Schmuckstück, nicht eine Sandale, nicht ein Sari, das er nicht selbst ausgewählt hätte. Sein Geschmack war, mit seltenen Ausnahmen, unfehlbar.

Ich glaube, es gab wohl nichts, was er nicht irgendwann einmal nach einem Katalog bestellt hatte. Ich brauchte mir nur einen Fingernagel abgebrochen zu haben – schon erhielt ich ein reichhaltiges Manicure-Necessaire. Einmal rief ich bei einer solchen Gelegenheit impulsiv:

„Nein, wirklich, Majestät, ich glaube, ich könnte mir einen Flohzirkus wünschen, und Sie würden ihn mir ohne weiteres präsentieren.“ Er nickte gleichmütig. Vielleicht hatte er tatsächlich einen Flohzirkus auf Lager…

Gespräche zwischen Blumen

Er zögerte noch immer, mir voll zu vertrauen. Zuweilen begegnete ich seinem vorsichtig prüfenden Blick, aber es geschah immer seltener. Wir waren jetzt oft lange allein; wir wandelten oft nach dem Tanzen im Garten zwischen den



Bis zu den himmelhohen Achttausendern des Himalaja reicht Nepal, zwischen Indien und Tibet gelegen, 140 000 qkm groß. Acht Achttausender erheben sich im Norden des Landes, unter ihnen der Annapurna I (Bild), 8078 Meter hoch. Zu Füßen des schnee- und eisglänzenden, von Wolkenschichten umhangenen Annapurna liegen die Hochtäler, in denen die Natur noch Fruchtbarkeit spendet. Reis, Getreide, Baumwolle, Jute, Zuckerrohr, Tabak, Ölfrüchte, Tee, Obst und Gemüse schenkt hier noch der Boden; die dichten, dunkelgrünen Wälder liefern Edelhölzer. Aber aus den fruchtbaren Hochtälern führt der Weg über Geröll in die Region des ewigen Schnees und Eises, durch eine einsame Mondlandschaft, die, weitab von allem Lebendigen, noch unberührt ist und nur selten von Gipfelstürmern betreten wird. (Die beiden Fotos dieser Folge sind dem Buch „Nepal — ein Sommer am Rande der Welt“, erschienen im Chr.-Belser-Verlag, Stuttgart, entnommen.)

Erika und der König

Blumenbeeten tief im Gespräch einher. Wie gut verstand ich ihn, daß er nach einem Menschen ausgehungert sein mußte, dem er Fragen stellen – und von dem er Antworten bekommen konnte. So vieles war geschehen seit jener ersten und einzigen Möglichkeit, die er gehabt hatte, sich Wissen zu verschaffen. Kein Verkaufskatalog der Welt konnte da helfen. Und es war für mich ergreifend, zu sehen, mit welchem Feingefühl auch hier die beiden Königinnen reagierten und sich mit ruhiger Selbstverständlichkeit zurückzogen, sobald sie spürten, daß ihm nach einer Unterhaltung mit mir zumute war.

Der Westen ist sein Vorbild

Bei diesen Gesprächen konnte es auch nicht ausbleiben, daß ich gelegentlich Einblick in seelische Bezirke erhielt, die mir sonst bei dem König verschlossen geblieben wären. So kamen wir eines Abends in einen Teil des Gartens, den ich noch nicht kannte. In einer Nische stand da, mitten in einem Blumenbeet, ein glatter, ovaler Stein, etwas über einen halben Meter hoch. Als wir dort vorübergingen, legte der König, kaum das Gespräch unterbrechend, seine Hände im „namashkar" aneinander und verneigte sich ehrfürchtig. Ich tat unwillkürlich das gleiche. Dreimal kamen wir dort vorbei, immer wieder mit demselben frommen Gruß. Da fragte ich ihn:

„Wem gilt dieses „namashkar'?"

„Kumari, der jungfräulichen Göttin, Ursprung allen Lebens." Und dann übersprang der König im Geiste den halben Erdball, als er mit leisem Lächeln hinzufügte:

„Einer Madonna, wenn Sie wollen..."

Er war ein frommer Hindu Er hielt am alten Glauben seines Volkes fest.

Aber er war nicht orthodox. Er war tolerant. Auch dem Westen gegenüber. In manchem, nein, sogar in vielem, war der Westen sein Vorbild. Aber längst nicht in allem. Aus westlicher Musik zum Beispiel machte er sich gar nichts. Nur auf den Tanzplatten, nach denen wir tanzten, akzeptierte er sie. Aber keine Melodie, sooft sie auch gespielt wurde, blieb ihm haften. In den seltenen Augenblicken, wenn sich die Wolken der Schwermut von seinem Gemüt hoben, geschah es zuweilen, daß er plötzlich ganz versunken ein wenig abseits schlenderte und einen „rag" zu summen begann. Das ist eine einfache indische Melodie, mit der es aber jeweils eine ganz besondere Bewandtnis hat. Die Inder haben ein sehr fein ausgeprägtes Verhältnis zur Musik. Sie finden, daß wir Europäer naturgemäß nervös und hysterisch sein müssen, weil wir zu jeder Tages- und Jahreszeit fast immer die falsche Musik hören. Die „rags" der Inder sind immer für eine bestimmte Zeit des Tages oder des Jahres und die genau entsprechende Stimmung komponiert; es würde niemandem einfallen, einen Morgen-rag am Abend oder einen Winter-rag im Sommer zu spielen oder anzuhören.

„Wenn ich erst frei bin..."

Die Bewunderung des Königs für westliche Erzeugnisse galt vor allem hochqualifizierten deutschen Erzeugnissen. Ich glaube, er war nie vorher einem Deutschen begegnet; er hatte keine Ahnung von der deutschen Sprache; er kannte, auch in Übersetzung, kein Wort von Goethe oder Heine, wußte nichts von Beethoven oder Bach. Aber er hatte Achtung vor dem deutschen Können, das ihm besonders auf dem Gebiete der Fotografie aus eigener Erfahrung bekannt war.

Und er hatte eine Vorliebe für deutsche Schäferhunde. Es gab im Palast ständig eine ganze Reihe hochrassiger Tiere mit langen Stammbäumen. Allerdings hatten die getretenen und halbverhungerten Straßenköter in Katmandu ihnen eins voraus: sie waren wenigstens frei. Die Schäferhunde des Königs Tribhuvana aber waren gefangen. Wie er selbst auch. In ihrem Zwinger welkten sie langsam dahin...

Ich konnte nie genug von Europa erzählen. Einmal sprach ich von indischen Prinzen, die ich an der Riviera gesehen hatte. Sofort ließ er einen Atlas bringen. Wir legten ihn geöffnet auf unsere Knie. Sein Finger folgte dem meinen über die ganze Linie der mondänen Badeorte von Rapallo bis Cannes, die ich ihm dabei zu schildern versuchte. Er wiederholte die Namen mit soviel kaum unterdrückter Sehnsucht, daß ich unwillkürlich nach seiner Hand griff:

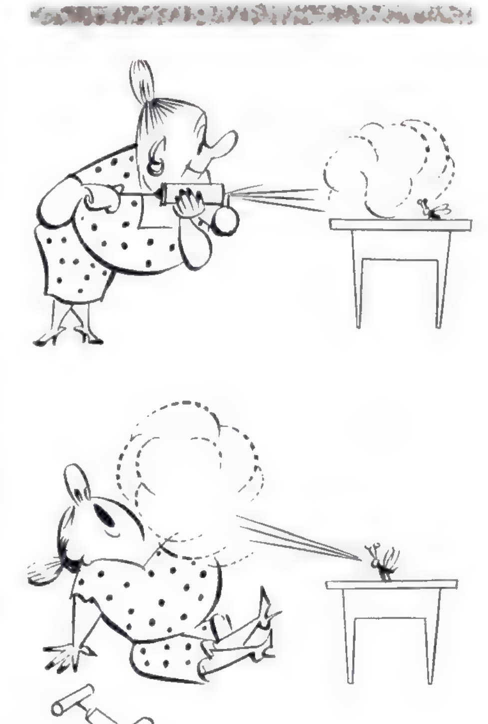
„Eines Tages werden wir dort sein."

„Eines Tages...", wiederholte er sinnend. „Eines Tages, wenn ich erst frei bin..."

Es war das erstemal, daß wir von dieser Freiheit gesprochen hatten. Wir waren an jenem Tage einander sehr nahe, voll unausgesprochener Gedanken und Gefühle. Doch war und blieb er immer weiter Rätsel und Geheimnis – wunderbar, traurig und schön. Er war der Maharajadhiraja, der König der Könige. Ihn umgab eine Aura, nahezu greifbar und stark von ihm ausstrahlend. Von ungeheurer Wirkung auf mich. Er hat wohl von dieser Wirkung gewußt und hat sie gelegentlich noch bewußt gesteigert. Nicht um einer äußerlichen Pose willen. Sondern um sein Gottkönigtum zu betonen.

Eine Geschichte für den König

Der König hatte mir jenes kostbare Armband aus dem kunstvollen Goldgeflecht geschenkt. Ich hatte lange darüber nachgedacht, wie ich für diesen märchenhaft schönen Schmuck danken könnte. Es war so unsinnig, ihm etwas kaufen zu wollen. Es sollte ja auch etwas sein, aus dem er das ganze Ausmaß meiner Ergebenheit zu erkennen vermochte.



„Hatschi!"

Er sollte wissen, daß ich ihm helfen wollte. Was ich einmal dazu tun würde, ahnte ich selber noch nicht. Aber er sollte wenigstens wissen, daß hier ein Mensch dazu bereit war. Und so entschloß ich mich zu der Geschichte, die ihm all das sagen sollte.

An einem Abend hatte ich die zimtfarbenen Bogen bei mir. In dem wunderschönen smaragdgrünen Badezimmer hatte ich den König eben massiert. Erfrischt und zufrieden saß er in gelöster Stimmung rauchend auf dem Diwan,

neben dem Blumen in hohen Vasen ihren Duft verströmten.

„Ich habe etwas mitgebracht. Für Eure Majestät."

Er blickte erwartungsvoll auf. „Was denn, Erika?"

Da faßte ich mir ein Herz und begann zu lesen:

„Die Geschichte heißt: ‚Der Prinz und das Goldarmband'. Es war einmal ein fernes Land weit hinten in den Bergen, das hieß Lapen. Dort lebte ein schöner Prinz, der herrliche Krieger Anavuhbirt. Der war sein Leben lang gefangen gehalten worden in seinem Palast von einer großen Schlange, und so war ihm das Herz schwer. Da kam zu ihm eines Tages ein Mädchen von jenseits der Berge. Ihr Name war Akire..."

Und so ging die Geschichte weiter. Nicht besonders großartig erzählt, aber sie berichtete vor allem, was geschehen war. Und daß eines Tages, auch wenn es jetzt noch so verzweifelt traurig scheine, der Prinz von seiner Schlange erlöst und in aller Welt berühmt werden würde. Es war ein richtiges Märchen. Ich hatte es mir ausgedacht. Trotzdem glaubte ich, daß alles einmal so kommen würde...

Gegen das harte Regime

Es war nicht lange nach diesem Abend, als ich den ersten Versuch zu einer Hilfe für König Tribhuvana machte.

Ich hatte inzwischen erfahren, daß es in Indien Kräftegruppen gab, die gegen das harte Regime der Ranas waren: Vor allem die nepalesische Kongreß-Partei und unzufriedene Angehörige der Rana-Familie. Ich vermutete, daß die indische Regierung dieser Opposition nur dann Hilfe und Unterstützung gewähren würde, wenn sie überzeugt war, daß es in Nepal selbst eine Persönlichkeit gab, die imstande sein würde, die Regierung zu übernehmen. An sich wäre der König als konstitutioneller Monarch diese Persönlichkeit gewesen. Aber die indische Regierung zog ihn offenbar nicht in Betracht, weil man ihn als ausschweifenden Wüstling ansah – auf Grund der geschickt ausgestreuten Verleumdungen der Ranas, die sehr wohl zu verhindern wußten, daß die Gesandten sich ein eigenes Bild machen konnten.

Ich dachte also: Es muß nur jemand an offizieller Stelle in Indien von des Königs wahrer Art, von seinen Wünschen und Hoffnungen sprechen können. Jemand, auf den man hören müsse.

Dieser Jemand – glaubte ich selbst zu sein. Ich wollte es sein.

Pandit Nehru soll helfen

In meinem „Streng vertraulichen Bericht" über die Behandlung der Älteren Königin, der gerade wieder fällig war, fügte ich den folgenden Absatz ein:

„Da der Blutdruck Ihrer Majestät ungewöhnlich hoch ist, konsultierte ich deswegen Doktor Siddhimani, Ich wies darauf hin, daß meine Behandlung keinerlei Einfluß auf den Blutdruck habe und der Doktor Sahib daher den nötigen ärztlichen Rat geben möge, wie dieser Zustand schnellstens zu beheben sei. Hiernach erscheint es mir als wirkungsvollstes Mittel, wenn die Patientin vorübergehend aus den fast vierzehnhundert Metern Höhe in die Ebene verbracht würde – keinesfalls nach Indien, weil es dort zu heiß ist."

Natürlich nicht nach Indien. Ich hätte „Birdy", wie ich die Ältere Königin nannte, gern in einen europäschen Badeort gebracht. Der Weg dorthin hätte ja zwangsläufig durch Indien führen müssen. Und bei der Durchreise würde die Ältere Königin von Nepal ebenso zwangsläufig von der Indischen Regierung begrüßt werden müssen.

Darauf baute ich meinen Plan auf: Irgendwie müßte es möglich gemacht werden, bei dieser Gelegenheit dem indischen Ministerpräsidenten Pandit Nehru heimlich eine mündliche oder schriftliche Botschaft des Königs zu übermitteln. Einen Bericht von den wahren Zuständen in Nepal und eine Bitte um Hilfe für König Tribhuvana. (Fortsetzung folgt)

Grausame Jagd

Fortsetzung unseres Artikels von Seite 11

Freiheit beobachtet. Unter den pferdeähnlichen Halbeseln müssen die anatolische und die syrische Art aus dem Buche der Lebenden getilgt werden.

Das Burchell-Zebra starb 1910 im Oranjefreistaat. Das Kaplan-Bergzebra und das Hartmann-Zebra stehen kurz vor dem Untergang. Überhaupt sind alle Pferdeverwandte als Geschöpfe freier, offener Flächen von der Zivilisation aufs höchste bedroht.

Der kleinen Hasenmaus der einsamsten Andenhöhen wurde es zum Verhängnis, daß sie das kostbarste Pelzwerk der Erde, das Chinchilla, trug. Kaum fünfzig Jahre dauerte es, bis man das letzte Pärchen der possierlichen Grasfresser in den Einöden der Hochgebirge aufgestöbert und in Schlingen gefangen hatte. Wo ehemals die Tiere so dicht auf den Felsbändern saßen, daß diese silbergrau in der sinkenden Sonne erschienen, war alles verödet. Seit 1923 werden sie nur noch im Gehege gezüchtet.

Der Seeotter Alaskas, der Lieferant des echten Seal-Pelzwerkes, belebte zu Tausenden seine weltfernen Küstenmeere. In wenigen Jahren kam die Art an den Rand des Abgrundes. Die geldgierigen Pelzjäger schossen die Mütter von den Jungen weg und meuchelten selbst hochtragende Weibchen. Nur rechtzeitig erlassene und rücksichtslos durchgeführte Schutzgesetze konnten das Schlimmste verhüten. Heute haben sich die Bestände so weit erholt, daß alljährlich einige Tiere zum Abschuß freigegeben werden können.

Die flugunfähige Riesentaube der Insel Mauritius war noch um 1497, als Vasco da Gama die Insel besuchte, außerordentlich zahlreich. Im 17. Jahrhundert war die Art bereits ausgerottet und der letzte truthahngroße „Dodo" starb in einer Schaubude in London. Überhaupt haben die heute maßlos übervölkerten Eilande Réunion und Mauritius so gut wie alle ihre ursprünglichen Tiere und Pflanzen eingebüßt. Ihre Papageien, Wildtauben und Riesenschildkröten wurden ohne einen einzigen Überlebenden vernichtet.

Ihrer Schmuckfedern wegen starben in Europa die schneeweißen Silber- und Seidenreiher. Der nordafrikanische Strauß ging den gleichen Weg. Viele wundervolle Paradiesvogelarten der Arau-Inseln in der Australischen See sind erloschen. Die alten Männchen, die allein die kostbaren Federbüsche trugen, wurden mit gespaltenen Pfeilen zu Hunderten von ihren Tanz- und Balzbäumen abgeschossen. Als im Jahre 1912 die Hutmode wechselte, verdarben Schiffsladungen voll kostbarer Paradiesvogelbälge in den Häfen der Südsee.

Die Wandertaube lebte, als die Schiffe die ersten weißen Siedler in die USA brachten, dort in so großen Scharen, daß ihre Flüge die Sonne verfinsterten und die Äste der Schlafbäume unter dem Gewicht der Vögel zusammenbrachen. Die Menschen zogen mit Ochsenwagen zu den Nistwäldern der Tauben, blendeten die Tiere nachts mit Fackeln und schossen sie zu Tausenden von den Bäumen. Am Morgen trieb man Schweine in die Wälder, die sich mit dem Fleisch der Getöteten und Verwundeten mästeten. In Fässern wurden die Tauben eingesalzen auf die Märkte gebracht. Das Vernichtungswerk war so vollständig, daß heute jeder Tiergarten und jedes Museum der Welt jeden Preis zahlen würde, um noch ein Paar Wandertauben zu erlangen; es ist keines mehr übrig.

Ein seltsames Schicksal hatte der chinesische Milu-Hirsch. In der Frühzeit bewohnte das Tier wohl die Flußauen seiner Heimat. Die Art war aber im Jahre 1865, als sie von dem Jesuitenpater David im Park des Kaiserpalastes in Peking zum ersten Male gesehen wurde, in der Freiheit bereits erloschen. Die Kaiser hatten die Tiere aber seit Jahrhunderten im Park gezüchtet und vor jedem Fremden versteckt gehalten. Erst nachdem der Pater mit Hilfe eines bestochenen tatarischen Wächters nächtlicherweile ein Tier herausgeschmuggelt und nach Paris geschafft hatte, gab der chinesische Kaiser einige Tiere für den Westen frei. Als im Jahre 1900 beim Boxeraufstand der Palast gestürmt und der eifersüchtig gehütete Park geöffnet wurde, fielen alle Milu-Hirsche in China Wilderern zum Opfer. Nur mit den in Europa vorhandenen Tieren und ihrer Nachzucht konnte die Art gerettet werden. Heute lebt eine stattliche Herde des sagenhaften Milus oder Pere-Davids-Hirsches im Park des Herzogs von Bedford in England.

Der letzte Riesenalk, der metergroße „Pinguin des Nordens" wurde im Jahre 1844 bei Island von Fischern erschlagen. Es existieren von diesem fast sagenhaften, fluglosen Vogel nur noch ein paar

Bälge in Museen und ein erhaltenes Ei zählt zu den größten Kostbarkeiten.

Auf den Falklandinseln kannten die Tiere den Menschen nicht. Die Falken ließen sich mit den Gewehrkolben von den Ästen stoßen. Und die großen Wölfe, die völlig harmlos waren, kamen dicht an die Matrosen heran, die dieses Zutrauen für Wildheit hielten und die Tiere erschlugen. Der letzte große Falklandswolf wurde im Jahre 1870 von Matrosen getötet.

Auf Madagaskar sterben Dutzende von Halbaffenarten durch die Waldverwüstung aus. Der gewaltige Riesenstrauß, der größte Vogel, der je gelebt hat, war schon 500 Jahre vorher dahingegangen. Seine Heimat wurde zur Wüste, weil die Eingeborenen den Wald abbrannten, um für ihre Zeburinder Weide zu haben. Die Quellen versiegten und der über 4,50 m hohe Straußriese mußte verhungern und verdursten.

In den Meeren stehen der Grönlandwal, der Nordkaper, Grau- und Zwergwal, ebenso wie die großen Seeschildkröten kurz vor dem Artentod. Der rücksichtslose Fang ohne Schonzeit brachte sie zur Strecke.

In Nordafrika starb die größte und schönste Löwenart, der Berberlöwe. Die Sahara-Gazelle wurde von Touristen mit schnellen Rennwagen in der flachen Wüste zum Sport so lange gejagt, bis auch das letzte Tier vernichtet war.

Bei der heutigen Kenntnis der tierischen Lebensbedingungen können wir ziemlich gut vorausberechnen, wie lange wir uns der einzelnen, altvertrauten Gestalten in freier Wildbahn noch erfreuen dürfen. In Mitteleuropa gibt es keinen Bären, Luchs und Steinadler mehr, der Schwarzstorch ist so gut wie vollständig dahin. Ihm folgen in den nächsten Jahren Graukranich, Wildschwan, Wildgans, Uhu und Wanderfalke. Unter den Waldhühnern ist der Auerhahn als nächster vom Untergang bedroht, bis dahin mag auch das Haselhuhn aus unseren Wäldern verschwunden sein. Mit den letzten Mooren verschwinden auch die Bestände des Birkhuhns. Unter den Säugetieren geht der stolze Rothirsch zuerst den Weg in den Artentod. Ihm ist der Betrieb in den durch Wege und Autostraßen zerstückelten Wäldern am meisten verhaßt. Der Damhirsch und das Reh werden sich noch länger halten und möglicherweise an den Rummel gewöhnen. Lange nachdem die letzten Edelmarder und Fischottern in der freien Natur dahingegangen sind, wird es noch Füchse geben. Ja, der rote Freibeuter wird, wenn auch der Dachs, der Steinmarder, die Wildkatze tot sein werden, das letzte größere Raubtier unserer Landschaft sein. Er wird sich dann von den letzten Kaninchen, Fasanen, Amseln und Mäusen ernähren, in der Nähe der Autoraststätten herumlungern und aus den Campingplätzen einen nicht geringen Teil seiner täglichen Nahrung ziehen. Den Fuchs werden wir unseren Urenkeln noch hinterlassen dürfen, denn er bringt alle die Charakteranlagen mit, die das Fortbestehen in einer vom Menschen beherrschten Kultur- und Industrielandschaft gewährleisten: List und verwegene Dreistigkeit, flinke Beine und eine respektable Vermehrung.



Tatsachenbericht von Paul van der Hurk

Verbrechen, die nicht sofort aufgeklärt werden, geraten leicht in Vergessenheit. Spuren verwischen sich, Ermittlungen werden schwieriger und die Erinnerung der Zeugen verblaßten. Dennoch gibt es eine große Zahl von Kriminalfällen, bei denen der Täter erst nach vielen Jahren gefaßt wird. Kein Verbrecher kann sich sicher fühlen, seine Tat verfolgt ihn. Und auch der letzte Fall unserer Kriminalserie, der sich im Jahre 1932 in Köln ereignete, beweist, daß Verbrechen nach Jahren aufgeklärt werden und die Täter ihre gerechte Strafe erhalten.

Es war am Mittwoch, dem 2. November 1932, am Allerseelentag. In seinem modern ausgestatteten Friseursalon am Rudolfplatz in Köln, gegenüber dem Opernhaus, stand der bekannte Damenfriseur Starck in einer der Behandlungskabinen und überprüfte die Kontakte eines neuen Dauerwellenapparates.

Unter der Haube, die er soeben angelegt hatte, saß eine neue Kundin. War auch für Herrn Starck der Umgang mit hübschen Frauen tägliches Brot, so fiel ihm doch das schmale, ebenmäßige Gesicht der jungen Frau auf, deren Spiegelbild er mit Wohlgefallen betrachtete.

Eine gut gewölbte Stirn, jetzt ein wenig verdeckt, auffallend große, dunkle, ausdrucksvolle Augen, eine zierliche grade Nase, ein mädchenhaft unberührter Mund und ein sanft gerundetes Kinn. Mit dem dunklen Pigment der südländischen Brünetten und umrahmt von dem glitzernden Nickelrand der Trockenhaube erinnerte dieses Antlitz den kunstsinnigen Coiffeur an eine italienische Madonna aus der Schule Botticellis.

Jahre später sollte er an diesen Vergleich noch einmal erinnert werden.

„Haben Sie schon gehört, Herr Starck… Fräulein Korte, drüben in der Aachener Straße, ist ermordet worden!“

Wie er im Spiegel erkannte, hatte eine üppige Blondine, den Vorhang der Kabine beiseitegeschoben und platzte sensationslüstern mit der erregenden Neuigkeit herein.

„Was ist geschehen?“ fragte die Dame mit dem Madonnen-Gesicht.

Herr Starck berichtete ihr, was er soeben gehört hatte. Sie schien nicht sonderlich davon berührt, sie sagte nur: „Schrecklich, was heutzutage nicht alles passiert!“

Raubmord am Rudolfplatz

Inzwischen sprach man in dem Friseur-Salon von nichts anderem mehr, als von dem Mord in der Aachener Straße, genauer gesagt, am Rudolfplatz 10. Jeder, der eintrat, hatte etwas Neues zu berichten, und alsbald drang das Gerücht durch, es handele sich um einen Doppelmord. Das zweite Opfer sei ein Geldbriefträger, Familienvater mit 5 Kindern, und diesem habe wohl in erster Linie der Mordanschlag gegolten, denn seine Geldtasche sei geraubt worden.

Das Verbrechen war am Nachmittag gegen 5 Uhr entdeckt worden, als einem Neffen der Ermordeten auf wiederholtes Klingeln nicht geöffnet wurde. Das war für den jungen Mann besonders deshalb auffällig, weil seine Tante die Gewohnheit hatte, wenn sie tagsüber fortging, ein Flurfensterchen offen zu lassen. Warum sie das tat, wußte der Neffe nicht, er wußte nur, daß sie es tat. Und dieses Fensterchen war zu. Schon am Vormittag, als Hans Wirth, wie verabredet die Tante zu einem Friedhofsbesuch abholen wollte, war offenbar niemand zu Hause gewesen.

In Sorge, es könnte dem alten Fräulein etwas zugestoßen sein, holte Wirth einen Schlosser und ließ die Tür öffnen. Als er die Wohnung betrat, hing zwar im Flur der Mantel, den seine Tante für gewöhnlich trug, am Garderobenhaken, im übrigen sah es auch nicht danach aus, als hätte sie die Wohnung verlassen; andererseits hing der Schlüsselbund mit den Wohnungsschlüsseln nicht an seinem gewohnten Platz.

Die Wohnung hatte vier Zimmer. Die beiden kleineren nach hinten, zum Hof hin, bewohnte Fräulein Korte selbst, die beiden größeren, an der Straßenfront, ein Wohnzimmer und ein angrenzendes Schlafzimmer, hatte sie vermietet. Vom Wohnzimmer führte eine Tür, als Separatzugang, unmittelbar ins Treppenhaus, vom Schlafzimmer in den Flur innerhalb der Wohnung.

Der Neffe sah sich zunächst in den Hinterzimmern um. Nichts. Die Tür zum Vorderzimmer, dem vermieteten Schlafzimmer, war verschlossen. Als auf mehrfaches Klopfen niemand öffnete, ließ Hans auch diese Tür aufmachen.

Als er dann eintrat, bot sich ihm ein schrecklicher Anblick. Fräulein Korte lag in einer Blutlache am Boden, halb zugedeckt mit einem Federbett, so, als hätte man ihre Hilferufe ersticken wollen. Als Hans das Federbett hochhob, bestand kein Zweifel für ihn, daß seine Tante tot war.

Sofort verständigte er die Polizei.

Die Mordkommission, die alsbald zur Stelle war, stellte fest, daß Fräulein Korte in gebückter Stellung, so, als hätte sie grade etwas vom Fußboden aufheben wollen, durch einen Kopfschuß aus geringer Entfernung getötet worden war.

Neben dem Schreibtisch im Wohnzimmer fand man dann die Leiche des Oberpostschaffners Körner. Körner war durch einen Genickschuß aus unmittelbarer Nähe ermordet worden. Seine Geldtasche fehlte. Wie später ermittelt wurde, enthielt sie an die 3000 RM

mit dem Madonnengesicht

sowie einen Wertbrief mit 100 Gulden in holländischer Währung.

Wo ist Karl Lange?

Auf dem Schreibtisch lag – ein wichtiges Indiz. Ein Postabschnitt über 15 RM Empfänger Karl Lange, Rudolfplatz 10, 3. Etage, Absender M. Bauer.

Auf der Rückseite standen die Worte: Leider traf ich dich nicht an, daher diese Sendung.

Nach Ansicht eines Schriftsachverständigen war die Handschrift verstellt.

Unter dem Namen Karl Lange war vor zwei Tagen ein junger Mann als Untermieter eingezogen. Er hatte sich als stud. med. ausgegeben. Es war anzunehmen, daß dieser Name fingiert war, ebenso wie der Name des Absenders auf dem Postabschnitt. Ein M. Bauer war jedenfalls unter der in Düsseldorf angegebenen Adresse nicht bekannt.

Der Täter hatte offenbar eine Postanweisung über 15 RM an die Adresse Rudolfplatz 10 geschickt, um auf diese Weise den Geldbriefträger ins Haus zu locken. Er hatte dazu einen Tag gewählt, an dem der Geldbriefträger Renten auszahlte. Hieraus erklärte sich der relativ hohe Betrag, den er bei sich führte und der dem Mörder in die Hände gefallen war. Als Tatwerkzeug war eine kleine Pistole benutzt worden, ähnlich der deutschen Walther-Pistole, jedoch von ausländischem Fabrikat. Brauchbare Fingerabdrücke wurden nicht gefunden. Die Bluttat mußte zwischen 8.05 Uhr und 8.20 Uhr verübt worden sein; denn kurz nach 8 Uhr hatte der Geldbriefträger die letzte Bestellung ausgeführt.

Soweit es möglich war, den Ablauf der Tat zu rekonstruieren, war der Geldbriefträger erschossen worden, während er von der Eingangstür an den Schreibtisch trat und sich etwas über die Tischplatte beugte, sei es, um die Ausweispapiere des Empfängers zu prüfen, oder um den Betrag, den er auszuzahlen hatte, abzuzählen.

Vermutlich hatte Fräulein Korte den Schuß gehört und war sofort ins Zimmer des neuen Mieters gelaufen, um zu fragen, was da los sei. Kaum aber hatte sie das Schlafzimmer betreten, war sie ebenfalls niedergeschossen worden.

Der einzige Hinweis, der auf die Spur des Täters führen konnte, war die Aussage von einigen Zeugen, die eine ziemlich genaue Personalbeschreibung eines unbekannten Mannes geben konnten,



Eiskalt und ohne ein Zeichen der Reue verfolgte die junge Gerda Schönewald den Verlauf des Prozesses. Nur ab und zu gab sie ihrem Rechtsanwalt Hinweise. Sonst saß sie teilnahmslos da. Die Gerichtsberichter der großen Tageszeitungen nannten sie eine gefährlich schöne Frau, die durch ihre skrupellose Geldgier und Habsucht ihren leichtbeeinflußbaren Mann zu diesem Verbrechen getrieben hatte.

Späte Sühne ...

den sie gegen 8.30 Uhr, sowohl im Treppenhaus als auch vor dem Hauseingang auf der Straße gesehen hatten. Nach übereinstimmender Bekundung war es ein Mann von schätzungsweise 25 Jahren, etwa 1.70 m groß, von gesetzter Statur, mit blassem Gesicht und dunkler Hornbrille. Bekleidet war er mit einem dunklen, schweren Ulster und einem schwarzen steifen Hut, einer sogenannten Melone, ein Mann, der auch dadurch aufgefallen war, daß er einen alten, graubraunen Koffer aus dem Haus trug.

Für Mitteilungen aus dem Publikum, die zur Ergreifung des Täters führten, setzte die Staatsanwaltschaft eine Belohnung von fünfhundert Mark aus, die von der Postdirektion um den gleichen Betrag erhöht wurde.

Auch erhielten die Geldbriefträger im ganzen Reichsgebiet, da kurz zuvor in anderen Städten Raubüberfälle nach gleicher Methode verübt worden waren, die Anweisung, insbesondere bei kleinen Geldsendungen auf die Schrift zu achten, und wo immer der Verdacht einer verstellten Handschrift auftauchte, ihre Beobachtung sofort zu melden.

Eine seltsame Nachnahme

Diese Anordnung sollte schon nach zwei Tagen zu einem überraschenden Ergebnis führen. Einem Geldbriefträger in Duisburg fiel eine Nachnahme über einen geringen Betrag auf, die in einer eigenartigen Blockschrift ausgestellt war, und nicht nur das: Diese Schrift kam ihm bekannt vor, und er erinnerte sich, daß schon mehrere Nachnahmen mit gleicher Schrift von den Adressaten entrüstet zurückgewiesen worden waren. Als Absender war der Name Erwin Ewald mit einer Adresse in einem Duisburger Außenbezirk abgegeben.

Von Kriminalbeamten überwacht, machte der Duisburger Geldbriefträger seinen üblichen Rundgang. Genau wie in den vorangegangenen Fällen wurde die betreffende Nachnahme unter Protest abgewiesen. Sonst aber ereignete sich nichts. Dennoch führte die Beobachtung des aufmerksamen Postbeamten zunächst zu einem Ergebnis.

„Wie kommt der Kerl dazu, mir eine Nachnahme zu schicken", hatte der aufgebrachte Adressat zu ihm gesagt. Darauf konnte der Postbeamte keine Antwort geben. Wohl aber fragte er: „Kennen Sie denn den Absender?"

„Natürlich kenne ich ihn."

Zur Überraschung der Polizei – denn damit hatte sie nicht gerechnet – war der Name des Absenders nicht fingiert. Einen Erwin Ewald – er war ein Neffe des Adressaten – gab es wirklich, und er wohnte auch an der angegebenen Adresse als Untermieter bei einer Familie Weber. Er wohnte dort allerdings erst seit ein paar Tagen, seit dem 30. Oktober.

Da die Kriminalbeamten ihn nicht antrafen, sahen sie sich in seinem Zimmer um. Dabei fanden sie eine alte Aktentasche mit einem frisch geschliffenen Beil.

„Sieht genau nach einem geplanten Raubüberfall auf einen Geldbriefträger aus", bemerkte Kriminalassistent Wittrich. „Die fingierten Postnachnahmen, das geschliffene Beil!

„Mich wundert nur, daß der Bursche seinen richtigen Namen und seine richtige Adresse angegeben hat", wandte sein Kollege ein.

Ist Ewald der Mörder?

Der 21jährige Erwin Ewald war 1,72 m groß, von untersetzter Statur, und trug einen schweren, dunklen Ulster und eine schwarze Melone. Eine Brille trug er allerdings nicht.

Er bestritt entschieden, sich vom 30. Oktober bis 2. November in Köln aufgehalten zu haben, behauptete sogar, überhaupt noch nie in Köln gewesen zu sein. Über seinen Verbleib in der fraglichen Zeit wollte er keine Angaben machen. Er sagte: „Das tut nichts zur Sache, mit dem Mord in Köln habe ich jedenfalls nichts zu tun. Das wird sich auch so herausstellen."

Nach dem Beil befragt, gab er die unglaubwürdige Antwort, er brauche es, um für seinen Ofen Kleinholz zu schlagen. Was die Nachnahmen anging, bestritt er zwar nicht, sie aufgegeben zu haben, bemerkte aber nur dazu: „Man kann ja mal eine Nachnahme aufgeben."

Ewald wurde nach Köln gebracht und den Zeugen gegenübergestellt, die den verdächtigen Mann mit dem dunklen Ulster, der schwarzen Melone und dem alten grauen Koffer gesehen hatten.

Es waren drei Zeugen, und alle drei erklärten mit Bestimmtheit, in ihm den betreffenden Mann wiederzuerkennen.

Ewald ließ sich dadurch nicht erschüttern.

„Bringen Sie mich nach Duisburg zurück", sagte er zu dem Beamten, „dann werde ich Ihnen beweisen, daß ich Mittwochmorgen in Duisburg gewesen bin und daß ich nichts mit der Sache zu tun habe."

Schon am nächsten Tag, am 8. November, wurde Ewald aus der vorläufigen Haft entlassen. Er war nicht der Täter. Das Beil hatte er seinem Vater entwendet und damit in dessen Büro eine Kassette aufgebrochen. Dabei war die Schneide beschädigt, und er hatte sie schleifen lassen, weil sonst seinem Vater das beschädigte Handwerkszeug aufgefallen und dadurch der Verdacht auf ihn gefallen wäre. Die Nachnahmen hatte er aufgegeben, um einige seiner „geizigen"

Verwandten, wie er sich ausdrückte, zu ärgern. Schließlich war er auch in der Lage, für die Nacht vom 1. auf den 2. November und für den Morgen des 2. November, also für die Zeit der Tat, ein hieb- und stichfestes Alibi nachzuweisen, nachdem ihm der vernehmende Kommissar hierüber Diskretion zugesichert hatte.

Kommissar Nemitz von der Kölner Mordkommission wunderte sich nicht darüber.

„Das habe ich mir gleich gedacht, daß die Duisburger einen Falschen geschnappt haben. Das wäre viel zu schön gewesen, um wahr zu sein!"

Keine Spuren

Aber auch bei der Kölner Polizei richtete sich das Hauptaugenmerk auf den vorgefundenen Postabschnitt. Mit Hilfe der Postdirektion wurden sämtliche Personen festgestellt, die am gleichen Schalter und etwa zur gleichen Zeit Einzahlungen vorgenommen hatten. Sie alle wurden befragt, ob ihnen ein Mann aufgefallen wäre, auf den die Personalbeschreibung des mutmaßlichen Mörders zutreffen könnte.

Nur einer von ihnen erinnerte sich an einen solchen Mann. Wie der Zeuge aussagte, hätte dieser Mann unmittelbar vor ihm in der Reihe der Wartenden gestanden; aber er hätte keine Einzahlung gemacht, sondern lediglich eine Auskunft haben wollen. Er hätte sich danach erkundigt, wann eine Postanweisung, wenn er sie jetzt aufgäbe, innerhalb des Stadtgebietes zugestellt würde. Das konnte eine harmlose, aber ebensogut eine sehr verfängliche Frage sein. Die Antwort war: Mittwoch vormittag. Und der Zeuge erinnerte sich deshalb so genau daran, weil ihm eine pockenartige Vernarbung im Gesicht des Mannes aufgefallen war.

Eine pockenartige Vernarbung auf der linken Wange, vielleicht auch auf beiden Gesichtshälften – das hatte der Zeuge nicht erkennen können –, das war eine wichtige Ergänzung zu der bisherigen Personalbeschreibung. Durch einen erneuten Aufruf wies die Mordkommission auf diesen Umstand hin. Doch auch das half der Polizei nicht weiter. Erst nach Jahren sollte es sich herausstellen, daß die Beobachtung des erwähnten Zeugen richtig gewesen war.

Die Kaltblütigkeit, mit der die Tat verübt worden war, und die Art der Schüsse, insbesondere der Genickschuß aus unmittelbarer Nähe, richteten auch den Blick auf jene politischen Gruppen, in denen damals – 1932 – junge Leute dazu ausgebildet wurden, ihrer politischen Meinung mit der Waffe in der Hand Geltung zu verschaffen. Während in rechtsgerichteten Zeitungen deshalb die Ansicht vertreten wurde, der Mörder könne nur bei der „Kommune" zu suchen sein, wiesen diese auf die „Nazis" hin. Der Mann, der als nächster unter dringendem Tatverdacht in Haft genommen wurde, war ein SA-Mann, jener Hans Wirth, der die Tat entdeckt hatte und der der Neffe des ermordeten Fräulein Korte war. Er hatte sich durch ungewöhnliche Geldausgaben verdächtig gemacht, seine Angaben über die Herkunft des Geldes erwiesen sich als falsch, und außerdem stimmte, nach Ansicht des Schriftsachverständigen, die verstellte Handschrift auf dem Postabschnitt in wesentlichen Merkmalen mit seiner Handschrift überein.

Erst nach langen Verhören bequemte sich Wirth zu einem Geständnis. Nicht, daß er die Tat eingestand, mit der er nichts zu tun hatte, wohl aber gewisse Unregelmäßigkeiten, durch die er sich Geld verschafft hatte.

Die Verdächtigung und Verhaftung eines SA-Mannes, dessen Unschuld nunmehr als erwiesen angesehen werden konnte, löste in der nationalsozialistischen Presse einen Sturm der Entrüstung aus. So wurde dieser reine Kriminalfall durch eine haßerfüllte Pressekampagne zu einem Politikum, und seine Aufklärung zu einer Prestigefrage für die Polizei der Weimarer Republik.





Ein willenloses Werkzeug in der Hand seiner Frau, war Otto Schönewald, als er im Herbst 1932 die Pläne zur Ermordung des Geldbriefträgers ausarbeitete. Während die Verteidigung seiner Frau versuchte, ihn als den geistigen Urheber des gemeinsam verübten Verbrechens hinzustellen, konnte er jedoch einwandfrei nachweisen, daß seine Frau die tödlichen Pistolenschüsse abgefeuert hatte.

Indessen verliefen sämtliche Spuren im Sande, und Jahre lang sah es so aus, als sollte dieses ruchlose Verbrechen nie gesühnt werden.

Am 2. November 1937, auf den Tag fünf Jahre nach der Tat, stand der Kriminalassistent Willy Beetz in dem Kölner Vorort Bickendorf an der Endhaltestelle der Straßenbahn. Die Bahn war ihm vor der Nase davongefahren. Das bedeutete, daß er 20 Minuten warten mußte. Es war ein trübsinniges Wetter. Böiger Wind fuhr durch die Straßen, und außerdem fing es an zu nieseln.

Zum Glück war da eine Kneipe. Beetz trat ein, um sich etwas aufzuwärmen. An der Theke bestellte er einen

Späte Sühne ...

Korn, trank ihn in einem Zug aus und bestellte gleich noch einen.

Otto hat Sorgen

In dem kleinen Lokal saß nur ein einziger Gast. Seinen Hut hatte er aufgehängt, aber seinen Mantel anbehalten. Gerade hatte er sein Bier ausgetrunken und stellte das Glas geräuschvoll auf den Tisch.

„Noch einen Korn und noch ein Bier", rief er dem Wirt zu. Er lallte noch nicht, aber es fehlte nicht mehr viel daran.

Er war – wie es in der Sprache der Polizei heißt – „ein Mann, den gebildeten Kreisen zugehörig", etwa 30 Jahre alt, leidlich gut gekleidet, wenn auch Mantel und Hut schon etwas abgetragen waren, mit einer hohen, auf Intelligenz hindeutenden Stirn, schon etwas gelichtetem dunkelblondem Haar (Geheimratsecken) und markantem Gesicht mit schmaler Nase und gestrafftem Kinn. Seine Augen lagen etwas tief in den Höhlen. Die Hände waren schmal und gepflegt und zeigten keinerlei Spuren manueller Arbeit. Sein Blick war durch den übermäßigen Alkoholgenuß verschwommen.

Dies alles stellte Kriminalassistent Beetz mit einem beiläufigen Blick auf den angetrunkenen Gast fest.

Beetz suchte Geselligkeit, wo immer er sie finden konnte. Das tat er schon aus Berufsinteresse; um seine Menschenkenntnis zu bereichern. Deshalb nahm er sein Schnapsglas und setzte sich zu dem anderen an den Tisch.

Zunächst schimpfte er ein bißchen über das Wetter, dann über die verspätete Straßenbahn.

Der Angetrunkene kippte seinen Schnaps hinunter und fing dann zu reden an.

„Das Wetter? – Von mir aus könnte es sich so dran halten bis Weihnachten. Bis Weihnachten, sage ich! – Wenn es nur das Wetter wäre, mein lieber Mann!"

Er goß zur Hälfte sein Bier hinunter und wurde plötzlich giftig. „Wenn sie mich nicht schon damals betrogen hat, die Kanaille! Damals auf der Uni."

Typischer Liebeskummer, dachte Beetz. Da glaubt eben jeder, sein eigener Kummer wäre der größte. Nur eines fiel ihm an dem Gerede auf: daß der Mann nicht gerade mehr ein Jüngling war, und wenn er von der Universität sprach, mußte das nun schon alles geraume Zeit zurückliegen.

„Schwamm drüber, Otto", sagte er tröstend, „was gewesen ist, ist gewesen! Auf die Mädchen ist eben kein Verlaß!"

Wie ernüchtert auf einmal, sah ihn der andere an.

„Was hast du gesagt? Otto? Woher weißt du, daß ich Otto heiße?"

Beetz bemerkte sein Mißtrauen.

„Otto, Willy oder Jupp, das ist doch ganz egal", gab er lachend zur Antwort. „Ich sage immer erst einmal Otto."

Jetzt lachte auch der Betrunkene. „Otto ist gut, Otto stimmt nämlich ganz genau."

„Und das Mädchen, wenn du es genau wissen willst, ist meine Frau!"

„Die wird ja dann eine Freude haben, wenn du mit dem Affen nach Hause kommst."

Der Betrunkene verfiel jetzt in ein regelrechtes Lallen:

„Zu Hause? – Die ist nicht zu Hause! – Schon lange nicht mehr. – Wo die zu Hause ist, da stinkt es vor Geld. – Die hat es nicht nötig, mit ihrem Mann auf einem Zimmer zu hocken. Und sich selbst die Finger schmutzig zu machen.

Die nicht! – Damals, ja, da wollte sie von Zuhause nichts wissen. – Da wollte sie nur bei mir sein. – Aber jetzt, nachdem sie mich ins Verderben gestürzt hat – jawohl, das hat sie – auf einmal nach fünf Jahren will sie nichts mehr von mir wissen. Jetzt will sie sich scheiden lassen. Aus! – Schluß!" –

„Du solltest nur mal lesen, was sich ihr sauberer Anwalt da ausgeknobelt hat. Ausgeknobelt, sage ich. Ich soll die Schuld auf mich nehmen. – So siehst du aus, Franz! – Ich habe ja selbst mal Jura studiert. – Jawohl, das habe ich! Und da sage ich: Erpressung! Man muß nur zwischen den Zeilen lesen können. Und warum? Damit sie wie ein unschuldsvoller Engel dasteht und ich mir aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf schieße."

„So dumm wirst du doch nicht sein, Otto!"

„Darauf lauert sie doch. – Mein lieber Mann, hast du eine Ahnung! Wer tot ist, kann nicht mehr reden. Das ist dir klar, nicht? Wer tot ist, ist für immer stumm. – Die Toten schweigen. So hat sie sich das ausgedacht. – Und wenn ich nicht spure – steht alles zwischen den Zeilen –, wenn ich nicht spure, wird sie eines Tages behaupten, ich wäre es gewesen, nicht sie, ich ganz allein. – Aber das will ich dir gesagt haben, gerade dir – du bist ja mein Freund – allein gehe ich nicht vor die Hunde, allein nicht. – Wenn ich vor die Hunde gehe, gehen wir alle beide!"

Beetz hörte die Straßenbahn kommen. Es war kurz vor sechs. Wenn er jetzt aufstand, konnte er in einer Viertelstunde im Präsidium sein und in einer weiteren halben Stunde zu Hause. Aber er wollte wissen, was es mit diesem Otto und seiner Frau und dem Anwalt und der Erpressung und all den geheimnisvollen Andeutungen auf sich hatte. Der Mann schien doch etwas auf dem Kerbholz zu haben.

Auf alle Fälle mußte Beetz sich auf seiner Dienststelle abmelden.

Er tat so, als wollte er nur mal in der üblichen Weise verschwinden. In Wirklichkeit sah er sich nach dem Telefon um. Sein Gespräch war nur kurz, aber als er in die Gaststube zurückkehrte, war der Platz, wo Otto gesessen hatte, leer.

„Kennen Sie den Mann?" fragte er den Wirt.

„Heute zum ersten Mal gesehen. Aber weit kann er noch nicht sein."

Die Straßenbahn war schon wieder fort. Beetz suchte noch in der Gegend herum, fragte diesen und jenen, aber niemand hatte einen torkelnden Mann im dunklen Ulster gesehen.

Zwei Wochen später ging bei der Staatsanwaltschaft in Köln ein merkwürdig verworrenes Schreiben ein. Darin beschuldigte ein gewisser Otto Schönewald seine Frau und deren Anwalt, sie wollten in der bevorstehenden Ehescheidungssache durch falsche Beschuldigungen ein Fehlurteil herbeiführen. Letztes Ziel der Ehefrau sei es, ihn als Zeugen in einer schweren Strafsache für immer unmöglich zu machen und ihre Tat als die seinige hinzustellen.

Solcherart Versuche, bei zivilrechtlichen Auseinandersetzungen den Staatsanwalt einzuspannen, sind an der Tagesordnung. Sie werden ohne weitere Prüfung mit dem kurzen Hinweis abgetan, die Staatsanwaltschaft wäre hierfür nicht zuständig.

Meine Frau ist eine Mörderin

Drei Tage darauf erschien Otto Schönewald persönlich im Justizpalast. Ungepflegt in seinem Äußeren, hohlwangig und mit flackernden Augen, machte er den Eindruck eines leichten Irren.

Er erkundigte sich nach seiner Anzeige und man setzte ihn davon in Kenntnis, daß seine Schreiben bereits zurückgewiesen aber die Antwort ihm vermutlich noch nicht zugestellt sei.

„Sie werden noch von mir hören", erklärte er, als er die Kanzlei verließ.

Am 19. 11. erhielt die Staatsanwaltschaft erneut ein Schreiben von Schönewald. Diesmal begnügte er sich nicht mehr mit Andeutungen, sondern beschuldigte seine Frau, unverhohlen

1. der Abtreibung
2. der fahrlässigen Kindestötung
3. des Doppelmordes am Rudolfplatz.

Dabei verwies er auf den s. Zt. am Tatort liegen gebliebenen Postabschnitt, den seine Frau ausgeschrieben habe. Eine Handschriftprobe aus alten Briefen fügte er bei. Weiter forderte er, man solle seine Frau verhaften.

Die Polizei greift ein

Zunächst wurde Schönewald selbst festgenommen.

Schon bei seiner ersten Vernehmung legte er ein umfassendes Geständnis ab. Er entstammte einer angesehenen Försterfamilie. Am 16. 5. 07 geboren, war er zur Zeit der Tat 25 Jahre alt. Mit 21 Jahren begann er sein juristisches Studium in Köln. Wegen ehrenrührigen Verhaltens einer Kommilitonin gegenüber wurde er 1931 aus seiner studentischen Verbindung ausgeschlossen und später auch von der Universität Köln exmatrikuliert. Kurz vorher lernte er die damals 21jährige Studentin Gerda M. aus Bielefeld kennen, mit der er ein Liebesverhältnis einging. Auch Gerda entstammte einer „gutbürgerlichen" Familie. Obwohl sie von seiner Verfehlung (versuchte Erpressung) erfuhr, hielt sie die Beziehungen zu ihm aufrecht. Schönewald verheimlichte seinem Vater die Exmatrikulation und bezog weiterhin seine Studiengelder. Gerda erhielt die ihrigen. Auch sie ließ sich nur noch selten in der Universität blicken. Schönewald versuchte sich als Schriftsteller, es gelang ihm aber nur gelegentlich, kleine Beiträge an Zeitungen abzusetzen. Von ernsthafter, beharrlicher Arbeit konnte jedoch nicht die Rede sein. Schon damals geriet das Paar in Schulden, weil es den größten Teil des ihm zur Verfügung stehenden Geldes in Tanz- und Vergnügungslokalen ausgab.

Nach Schönewalds Behauptung hat Gerda, während sie in den Semesterferien zu Hause war, versucht, ihre Schwangerschaft zu unterbrechen (1. Punkt der Anzeige). Dieser Versuch mißlang. Im November 1931 heirateten sie. Als Schönewald kurz vorher nach Bielefeld kam, um sich Gerdas Vater vorzustellen, war dessen Urteil über ihn, er wäre die Inkarnation des Bösen. Vergeblich führte der Vater seiner Tochter vor Augen, wie unsinnig es wäre, mit einem Mann ohne Berufsaussichten die Ehe einzugehen. Gerda schlug alle Warnungen in den Wind. Sie verließ das Elternhaus und zog mit Schönewald nach Köln. Von nun an verweigerte Gerdas Vater jegliche Unterstützung. Gerda könne jederzeit ins Elternhaus zurückkehren, aber er lehne es ab, ihren Mann zu ernähren.

Auch Vater Schönewald war gegen die Verbindung. Auch er entzog dem nunmehr 24jährigen Sohn, der schon seit einem halben Jahr nicht mehr studierte, die bisherigen Zuwendungen. Aber er besorgte ihm eine Anstellung in einer kleinen Holzhandlung, an der er beteiligt war. Es war ein kärgliches Einkommen von 100.– Mark im Monat. Mehr warf der kleine Handel in Blumenstützen und Bohnenstangen nicht ab.

Als das Kind geboren wurde, sorgte Gerdas Mutter für die Baby-Aussteuer. Sie schickte auch Lebensmittelpakete und hinter dem Rücken ihres Mannes kleine Geldbeträge. Bald nach der Niederkunft besuchte sie auch die Tochter. Das Kind starb nach wenigen Wochen. Nach Schönewalds Behauptung hatten Gerda und ihre Mutter es umkommen lassen (2. Punkt der Anzeige). Spätere Nachforschungen ergaben jedoch, daß das

Späte Sühne ...

Kind eine Frühgeburt und nicht lebensfähig war.

Auf Gerdas Drängen gab Otto Schönewald seinen Posten in der Holzhandlung wieder auf. Es kam zum Zerwürfnis mit seinem Vater. Otto verklagte ihn auf Auszahlung einer Gewinnbeteiligung. Die Klage wurde abgewiesen. Später verklagten beide Ehegatten ihre Eltern auf Unterhalt. In beiden Prozessen wurde der Klage stattgegeben. Ottos Vater mußte 40 RM, Gerdas Vater 100 RM im Monat zahlen.

Nach Schönewalds Behauptung wäre die Tat ungeschehen geblieben, wenn die erste Zahlung von Gerdas Vater drei Tage eher eingegangen wäre.

Gefährliche Pläne

Im Sommer 1932 – entstand der Plan, sich durch ein Verbrechen Geld zu beschaffen. Als sie einmal in der Zeitung von Überfällen auf Geldbriefträger lasen, soll Gerda gesagt haben: „Das sind noch Kerle!"

Schönewald besorgte sich eine belgische Pistole und gab seiner Frau Schießunterricht. Sie war alsbald eine ausgezeichnete Pistolenschützin.

Ihr Strafverteidiger hat später seine Verteidigung darauf angelegt, sie hätte sich durch sexuelle Hörigkeit in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Mann befunden, so daß ihr zur Zeit der Tat nur eine bedingte Zurechnungsfähigkeit zuzuschreiben sei; es sieht aber eher danach aus, daß sie die intellektuelle Urheberin des grauenhaften Verbrechens gewesen ist. Sie förderte Otto, sie trieb ihn an. Im Guten wie im Bösen. Ohne sie war er nichts.

Ende Oktober war der Plan ausgereift und von langer Hand vorbereitet. In ihrem Bekanntenkreis hatten sie immer wieder von einem Buch gesprochen, das Schönewald geschrieben habe, das aber nicht in Deutschland, sondern in Belgien verlegt werden sollte. Aus diesem Buch, erklärten sie später, wäre ihnen ein Betrag von 5000 Mark zugeflossen.

Um ihren Plan, einen Geldbriefträger zu berauben, durchzuführen, mußte eine Wohnung oder ein Zimmer mit einem separaten Eingang gefunden werden. Gerda sah die Anzeigen in der Zeitung durch und strich die, die dafür in Frage kamen, an. Schönewald hinwiederum kam auf den Einfall, sich bei seinem Vorgehen unkenntlich zu machen. Er färbte sich das Haar und punktierte seine Wangen, so daß der Eindruck einer sonderbaren Vernarbung entstand, wie er sie bei Kriegsverletzten gesehen hatte. Und außerdem setzte er eine Hornbrille auf. In dieser Maskierung mietete er die Zimmer bei Fräulein Korte, gab sich als stud. med. Karl Lange aus, zahlte fünf Mark an und sagte, sein Monatsgeld käme in den nächsten Tagen. Und noch in dieser Maskierung traf er sich mit Gerda in der Post.

Von allen Bekundungen aus dem Publikum war der Hinweis auf den Mann mit dem pockennarbigen Gesicht die einzige, die auf die richtige Spur hätte führen können, wenn eben diese Vernarbung echt gewesen wäre.

Gerda schrieb die Postanweisung aus.

Gerda eine Frau ohne Nerven

Am frühen Morgen des 2. November begaben sich beide Schönewalds auf leisen Sohlen in die Wohnung am Rudolfplatz. Auf halb acht war das Frühstück bestellt. Wenn die Wirtin es hereinbrachte, wollte Gerda sich versteckt halten. Zwischen acht und halb neun erwarteten sie den Geldbriefträger.

Als Fräulein Korte um halb sieben aufstand und zuerst in ihrem Zimmer und

dann in der Küche hantierte, stellten die Schönewalds fest, wie hellhörig die Wohnung war, so daß die Wirtin unbedingt den Schuß hören würde. Jetzt erklärte Otto, damit hätte er nicht gerechnet und unter diesen Umständen müßten sie den Plan aufgeben.

Gerda hielt ihm vor, dann wären auch noch die fünf Mark, die er angezahlt, und die 15 Mark, die sie aufgegeben hätten, verloren.

Otto sagte: „Ich bin nicht verrückt genug, meinen Kopf zu riskieren, die Wirtin hört es, ich mache nicht mit.“ Zur Bekräftigung seiner Worte gab er Gerda die Pistole.

Gerda sah ihn mit einem verachtenden Blick an. „Dann muß die Wirtin mit weg.“

Um halb acht brachte Fräulein Korte das Frühstück. Sie kam außen herum durch das Treppenhaus und klopfte an der Tür des Separateingangs. Auf gleichem Wege wollte sie auch zurück, und aus diesem Grunde hatte sie ihren Schlüsselbund mit dem Schlüssel zur Etagentür bei sich.

Otto saß auf dem Sofa im Wohnzimmer, Gerda hatte sich hinter der offen stehenden Verbindungstür zum Schlafzimmer versteckt.

Otto sagte zu der ahnungslosen Wirtin, im Schlafzimmer stünden ein paar fremde Schuhe, die der vorige Mieter offenbar vergessen hätte, sie möchte doch diese Schuhe an sich nehmen.

Fräulein Korte kam seiner Bitte nach. Als sie sich nach den Schuhen bückte, gab Gerda den tödlichen Schuß ab.

Es war also nicht so, wie die Polizei angenommen hatte, daß zuerst der Geldbriefträger erschossen wurde und dann erst Fräulein Korte, als sie auf den Schuß hin ins Zimmer gelaufen kam. In diesem Fall hätte man nicht Mord im Sinne einer vorsätzlichen, mit Überlegung ausgeführten Tötung annehmen können. Es war aber tatsächlich so, daß auch Fräulein Korte das Opfer eines genau überlegten Mordplanes war.

Als der Geldbriefträger die Treppe heraufkam, paßte ihn Gerda ab. Sie tat so, als wäre sie gerade im Begriff, die Wohnung zu verlassen.

„Wollen Sie zu Herrn Lange? Das ist hier.“

Als der Beamte die Wohnung betrat, schoß ihn Gerda nieder. Der Geldbriefträger brach tot zusammen.

Als erste verließ sie mit der Beute die Wohnung. Bald darauf folgte ihr Otto. Die leere Geldtasche und die Pistole steckte er in eine alte Aktentasche. Mit dieser fuhr er am Nachmittag in den Königsforst und warf Geldtasche und Pistole in einen Weiher. Währenddessen saß Gerda im Friseursalon Starck, schräg gegenüber vom Tatort, unter der Dauerwellenhaube.

„Was heutzutage nicht alles passiert!“ sagte sie, als ihr der Friseur von dem Mord erzählte.

Eine verpaßte Chance

Kriminalassistent Beetz hatte über seine Begegnung mit „Otto“ kein Wort verlauten lassen. Er wollte sich nicht blamieren. Als er dann von Otto Schönewalds Geständnis hörte, wußte er, daß er eine Chance verpaßt hatte, wie sie einem aufstrebenden Kriminalbeamten nur selten geboten wird. Ein Spiel des Zufalls, daß gerade ihm die Aufgabe zufiel, Gerda Schönewald in Bielefeld zu verhaften.

Die junge Frau, die ihm in ihrem elterlichen Einfamilienhaus entgegentrat und der er sich als Kriminalbeamter auswies, fragte ohne geringste Anzeichen des Erschreckens, was er von ihr wolle.

„Sie waren doch im Jahre 1932 in Köln?“

„Allerdings.“

„Da erinnern Sie sich vielleicht an den Allerseelentag.“

„Das dürfte nun etwas zu lang her sein, um sich an einen bestimmten Tag zu erinnern.“

„Können Sie sich nicht denken, warum ich hier bin.“

„Ich kann mir nur denken, daß mein Mann, mit dem ich in Scheidung liege, wieder etwas Übles ausgeheckt hat.“

Er zeigte ihr den Haftbefehl. Sie zuckte nur die Schultern. Diese Rolle der Unwissenden spielte sie auch noch bei ihrer Vernehmung in Köln und gab sie erst auf, als man ihr das Geständnis ihres Mannes vorlegte.

Sie gab dann ungerührt zu, daß sie den Geldbriefträger erschossen hatte, beschuldigte jedoch ihren Mann, Fräulein Korte erschossen zu haben. Wohl hätte sie sich hinter der Verbindungstür zum Schlafzimmer versteckt, aber den Schuß hätte Schönewald abgegeben.

Wer sagt die Wahrheit?

An dieser Darstellung hielt sie auch noch in der Hauptverhandlung fest, die am 13. Juni 1938 vor der Großen Strafkammer in Köln begann. Selten wurde ein Strafprozeß in Köln mit solcher Anteilnahme verfolgt. Um die Widersprüche zwischen den Behauptungen der beiden Angeklagten zu klären, wurde ein komplettes Modell des Tatortes im Gerichtssaal aufgebaut, schwierig besonders deshalb, weil die Wohnung am Rudolfplatz 10 inzwischen umgebaut worden war. Auch der Schädel des getöteten Fräulein Korte, an dem der Ein- und Ausschuß demonstriert wurde, stand auf dem Richtertisch. Auf Grund überzeugender kriminaltechnischer Feststellungen kam das Gericht zu der Überzeugung, daß Schönewald, der nach Gerdas eigener Darstellung vom Wohnzimmer aus hinter Fräulein Korte hergegangen sein sollte (er selbst behauptete, er hätte auf dem Sofa gesessen, bis der Schuß gefallen wäre), unmöglich den Schuß abgegeben haben konnte. So unglaubwürdig auch Schönewalds Aussage in vielen Punkten sein mochte, weil er offenbar bestrebt war, die Hauptschuld auf seine Frau abzuwälzen, so unwiderlegbar erwies sie sich in diesem Punkt. Gerda hatte auch Fräulein Korte erschossen, nicht er. Das änderte indessen nichts an der gemeinsamen Absicht und der gemeinsamen Ausführung des Doppelmordes.

Nach zehntägiger Verhandlung wurde das Urteil gefällt. Beide Angeklagten wurden zum Tode verurteilt. Gerdas Revisionsantrag wurde verworfen.

Am 3. Januar 1939 wurden Otto und Gerda Schönewald hingerichtet. Ihr grauenhaftes Verbrechen wurde nach sieben Jahren gesühnt.

Anmerkung: Die Namen Hans Wirth, Erwin Ewald und Willy Beetz sind als Decknamen frei erfunden.

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 19

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Kursus, 6. Emden, 9. Mops, 12. Ara, 13. Lab, 14. Irak, 16. Ringkampf, 18. Schnake, 20. Gier, 21. Eis, 23. Pas, 24. Eger, 25. Renault, 26. Gips, 27. Ase, 29. Ebe, 31. Arena, 33. Brieg, 36. Ungar, 38. Laetare, 39. Elefant, 40. Speer, 41. Etagere, 43. Diderot, 46. Sabac, 47. Nanna, 50. Ebene, 51. Ski, 53. Ale, 54. Etat, 56. Saeumer, 58. Roer, 60. Moelln, 63. Skandal, 64. Jerusalem, 68. Caruso, 69. Ora, 70. Leim, 71. Damm, 72. New, 73. Wal. — Senkrecht: 1. Karneval, 2. Uri, 3. Range, 4. Unke, 5. Starre, 6. Elpenor, 7. Mafia, 8. Nichte, 9. Man, 10. Okapi, 11. Spessart, 15. Rho, 17. Girant, 19. Kap, 22. Sure, 26. Genf, 28. Saaleck, 30. Buendel, 32. Rastatt, 33. Besen, 34. Iwein, 35. Gerda, 37. Annonce, 41. Esse, 42. Gaston, 44. Eber, 45. Teer, 48. Amen, 49. Nummer, 52. Island, 53. Arbuse, 55. Amati, 57. All, 59. Orlow, 61. Edu, 62. Asow, 63. Sol, 64. Jam, 65. Run, 66. Era, 67. Mal.

Silbenrätsel. 1. Dokument, 2. Eisschrank, 3. Rosmersholm, 4. Gewerbe, 5. Eckener, 6. Intrigant, 7. Zitadelle, 8. Irrenhaus, 9. Seilerei, 10. Termite, 11. Nachtviole, 12. Influenza, 13. Makkaroni, 14. Mandoline, 15. Eleusis, 16. Rauhreif, 17. Saulgrub, 18. Argentinien, 19. Theater, 20. Tamburin, 21. Unterwalden, 22. Nikolajew, 23. Diskuswerfen, 24. Degeneration, 25. Alpenrose, 26. Eisenhut, 27. Rosemarie, 28. Misanthrop. **Der Geiz ist nimmer satt, und, da er mehr begehrt, verliert er, was er hat.**

Das Fuchseisen

Eine Erzählung von Oskar Maria Graf

Der Einödhof vom Giglberger steht mutterseelenallein auf der Trostinger Breite, etwa ein und eine halbe Stunde weit vom eigentlichen Dorf entfernt. Das heißt – er stand bis vor zirka einem Jahr so einsam da. Der Giglberger war sein eigener Herr weitum, die bösen Zeiten hatten ihm, dem Hof und den Seinen nicht sonderlich zugesetzt, ein Sohn ist im Krieg gefallen, aber der andere kam gesund zurück. Was während der Nachkriegsjahre passierte, drang nicht bis zu dieser Einöde, und seit sich wieder alles so halbwegs normalisiert hat, geht der brauchmäßige Gang beim Giglberger wieder wie seit eh und je. Jetzt freilich ist das anders, ganz anders. Nämlich mitten in den Äckern und Wiesen vom Giglberger, bis auf eine Steinwurflänge an den Hof heranreichend, lagen die sieben Tagwerk Äcker- und Wiesengrund vom Pointner von Trosting. Immer schon, jahrelang, hat der Giglberger diesen Grund für seine zwei weitabgelegenen Getreideäcker vom Pointner eintauschen wollen, aber der Pointner wollte Geld dafür haben, und fürs Geldhergeben ist man beim Giglberger noch nie gewesen. Da hat der Pointner den Grund dem Hauptmann a. D. Kurt Pichterer verkauft, und seitdem ist's aus mit dem Frieden beim Giglberger, aus mit jeder Gemütlichkeit.

Auf den Grund hat der Hauptmann sich ein Wohnhaus bauen lassen und alsdann kamen langgestreckte Hühnerställe, schließlich Hunderte von Hennen und Gockeln. Aber, wie das schon ist in diesen Zeiten, die Lieferung der hohen Drahtgitter für die Umzäunung stockte oft monatelang, und der Zaun um die Hühnerfarm ist bis heute noch nicht fertig. Es läßt sich denken, wie das alles auf die Giglbergerischen gewirkt hat. Dort nämlich mag man Fremde absolut nicht, und jetzt …? Aber ich will alles der Reihe nach erzählen.

Gleich, nachdem er und seine spindeldürre Frau das fertige Wohnhaus bezogen hatten, kam der Hauptmann auf den Giglbergerhof, um dem Bauern sozusagen einen Antrittsbesuch zu machen. Es war elf Uhr vormittags. Beim Giglberger hockten sie um den großen eschernen Tisch und gabelten den Kartoffelschmarren und das Kraut aus den irdenen Schüsseln. Der Hauptmann in weiten Breecheshosen, einen graugrünen Jägerhut auf dem Kopf, kam zur Türe herein und lächelte jovial.

„Guten Tag, Herr Giglberger! Grüß Gott beisammen", versuchte er in legerstem Ton zu sagen und setzte noch einnehmender dazu: „Na, ich wollte bloß mal nachsehn, wissen Sie… Nu werden wir doch Nachbarn. Mahlzeit wünsch' ich!"

Giglberger, Giglbergerin, der Hans, der Knecht, die Gretl und die Dirn schauten kaum auf.

„Schmeckt's, Leute?" ermannte sich der Pichterer abermals zu fragen und lächelte noch nachsichtiger.

„Muaß schon", brummte endlich der Bauer und schielte auf den Herrn.

„Soso", atmete der ein wenig auf: „Jaja, die schwere Arbeit macht Appetit, was?"

Der Giglberger ging aber gar nicht darauf ein und fragte kurz: „Was möcht'n S' denn?" Dabei putzte er die Gabel an seinem blauleinenen Schurz ab, ohne weiter auf den Nachbarn zu schauen.

„Was ich möchte? Hm, tja, hm…" kam der Hauptmann ein wenig aus dem Konzept und sprudelte mannhaft aus sich heraus: „Ich wollte bloß erst mal einen kleinen Antrittsbesuch machen, Herr Giglberger… Wenn man so nah beisammen wohnt, möchte man sich doch kennenlernen, nich'…"

„Soso", brummte der Giglberger fast wie für sich und schaute den Herrn jetzt ungut an: „Soso… Nana, wissen S', mit B'suchen hab'n mirs net… Gar net…"

Auf das hin wurde der Hauptmann unsicher und ein wenig blaß. Er verbeugte sich plötzlich ganz förmlich, schlug die Hacken zusammen und sagte: „Na dann entschuldigen Sie, wenn ich gestört habe… Gu-guten Tag allerseits."

Er machte eine Kehrtwendung und ging.

„Jetzt weiß er wenigstens, wie er dran is", brummelte der Giglberger und alle am Tisch nickten.

So, und jetzt fing es an. Der Drahtzaun um dem Pichterer seine Hühnerfarm wurde und wurde nicht fertig. Der Hauptmann und seine Frau ließen in der Frühe die Hühner aus den Ställen. Die zerstreuten sich weitum in den flachen Wiesen und liefen auf die Äcker vom Giglberger. Geruhig gackerten und scharrten sie dort. Drei- und viermal am Tag trieben die Giglbergerischen das widerwärtige Federvieh auf die Nachbarsgründe zurück. Es half aber nicht viel, insonderheit weil die Hauptmannsleute es ganz offenbar nicht einmal der Mühe wert fanden, den Schaden abzustellen. Kein Wunder, daß die Giglbergers nach und nach gewaltmäßiger vorgingen. Einmal warfen der Knecht und der Hans Steine auf die flüchtenden Hennen, das andere Mal hetzten sie den Hund auf sie. Die Frau Hauptmann kam besorgt aus dem Haus gestürzt, fing zu keifen an und schrie ihre Lockrufe, die Hennen rannten, flatternd und gackernd, auf sie zu, grad noch zur rechten Zeit, denn der Hund machte, als die Frau den Besenstiel schwang, kehrt. Empört schimpfte sie. Der Giglberger-Hans lachte hämisch und schrie: „S' Maul halt", damische Frau, damische! …Paß auf deine Hennen auf, sonst passiert was!" Dann machten sie der ergrimmten Frau eine lange Nase und kehrten um. Ingrimmig und zitternd verschwand die Frau Hauptmann in ihrem Haus. Der Pichterer kam kurz entschlossen zum Giglbauer.



Plötzlich tat es einen kurzen Knall. und wie eine emporschnellende Feder warf sich der Bauer in die Höhe. Zeichnung Bierwisch

„Also das geht denn dann doch nicht, Herr Giglberger!" fing er in schönster Feldwebelmanier an: „Kann doch mal vorkommen, daß sich meine Hühner verirren… Der Zaun wird bald fertig, dann hört das alles auf! …Aber daß man derart roh auf die wehrlosen Tiere losgeht, das muß ich mir denn doch verbitten… Und übrigens –" er japste nach Luft, als er auf die unflätigen Schmähruſe zu reden kam, er drohte zuletzt mit Strafantrag. Das hingegen wurde dem Giglbauer ganz und gar zu dumm.

„Wos?… Wos, sogst du, wos…?" fuhr er wutschnaubend auf und fing zu fluchen an. An seiner Haltung merkte der Hauptmann, daß es geraten war, ein wenig zurückzuweichen.

„Wenn deine Dreckshennen weiter so rumkratzen bei uns, nachher bringen wir sie allz'amm um… Meine Gründ' san meine Gründ'…! Wennst du kein Geld hast für den lumpigen Drahtzaun, nachher laßt dei' Hennerfarm bleib'n, basta… Ja, Himmelkreuz-sakrament-sakrament, bis jetzt is a Rueh g'wesn, und seitdem du do bist, geht's aufamal nimmer!" schrie der Bauer noch ärger. Der Hans, der Knecht, Bäuerin, Gretl und Dirn kamen daher und machten finstere Gesichter. Der Hauptmann warf sich mit erzwungener Kraft in eine mannhafte Haltung und sagte forsch: „Bah, wenn's im guten nicht geht… Ich weiß auch andere Wege, adjö!" Weg war er.

Von da ab arbeiteten die Zaunzieher wieder beim Pichterer. Die Hauptmannsleute wachten besser darüber, daß ihre Hühner nicht mehr auf die Giglberger Äcker – liefen, aber ganz ließ sich das doch nicht immer vermeiden. Es passierte, daß etliche Dutzend der besten Leghennen krepierten. Die Pichterers waren konsterniert. Der Tierarzt stellte fest, daß die Hühner vergiftete Körner gefressen hatten. Eines Tages bekam der Giglberger eine Klageschrift vom Gericht. Es kam zum Prozeß. Der Bauer und seine ganze Familie wußten von keinen vergifteten Körnern, sie leugneten standhaft, aber schließlich – das Korn war giglbergerisch. Der Bauer konnte von Glück sagen, nur zu Schadenersatz verurteilt worden zu sein. Trotzdem zahlte er erst nach wiederholten Drohungen, als der Gerichtsvollzieher kam. Jetzt war der Krieg gegen den Pichterer erklärt.

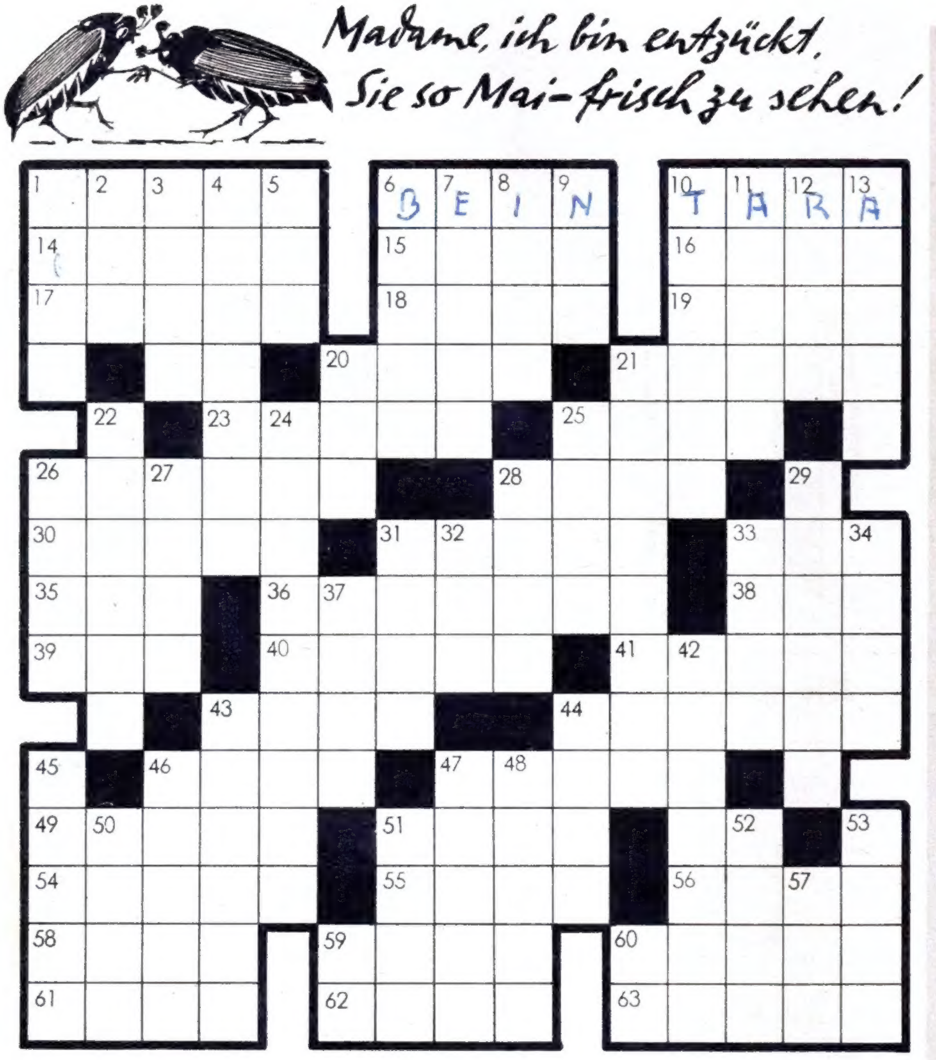
Etwas anderes aber machte sich um jene Zeit unter den Hühnern vom Pichterer bemerkbar: ein Fuchs.

Zwei-, dreimal hatte ihn der Hauptmann schon hinten am Wäldchen, das an den Rand seiner Farm stieß, gesichtet. Geschossen hatte er, aber nicht getroffen. Der Pichterer fuhr in die Stadt und kaufte eine Fuchsfalle. Mit größter Findigkeit spannte er das starkgefederte Schnappeisen und legte es an den Rand des Drahtzaunes zwischen zwei verdeckende Jungtannen. Eine weitere Woche verlief. Sechs Hühner raubte der Fuchs. Ins Eisen ging er nicht. Der mißtrauisch gewordene Hauptmann prüfte das Eisen jeden Tag und stellte es immer wieder woanders auf. Den scharfäugigen Giglbergers entgingen diese Manipulationen nicht. Ganz arglos tappte der Giglberger einmal mit der Heugabel auf der Schulter über seinen Kleeacker, ging weiter und verschwand im Wäldchen. Er kroch vorsichtig durch das Dickicht, horchte, spähte durch die Zweige, und auf einmal hatte er das Fuchseisen ausfindig gemacht. Über sein faltiges Gesicht lief ein schadenfrohes Lächeln. Er bog ganz sacht einen Zweig zur Seite und lugte durch das Drahtgitter auf die Hühnerfarm, schaute bis aufs Hauptmannshaus und war zufrieden.

„So!" schnaufte er halblaut: „Wart, du Hundling, du schlechter!" Er richtete sich auf, knöpfte seine Hose auf und setzte sich direkt mit seinem nackten Hinterteil über das Fuchseisen. Plötzlich aber tat es einen kurzen metallischen Knall, und jäh wie eine emporschnellende Matratzenfeder warf sich der Giglberger in die Höhe, schrie, schrie, brüllte, fuhr mit beiden Armen immerzu nach hinten, faßte das eiskalte Eisen, schrie, schrie noch mehr und rannte tiefer in die dichten Bäume. Der kleine Spitz vom Pichterer jagte am Drahtzaun entlang und bellte. Die Hauptmannsleute kamen aus dem Haus. Der Pichterer ging über die Wiese, ans Gartentürl und wollte ins Dickicht.

Da sah er den Giglbauer wie wildgeworden vorbeirennen und fort und fort fuhr der Bauer mit beiden Händen über sein Hinterteil. Dann verschwand er in der Tenne.

Über vier Wochen hat der Giglbauer bloß noch auf dem Bauch schlafen können. Der Pichterer aber stellte, nachdem er das beschmutzte, zugeklappte Fuchseisen im Dickicht gefunden hatte, keine Klage…



Waagerecht: 1. Verzeichnis, 6. Körperteil, 10. Verpackungsgewicht, 14. Erzengel, 15. Männername, 16. storchartiger Stelzvogel, 17. Unruhe, Krach, 18. Kröte, 19. Überbleibsel, 20. griech. Buchstabe, 21. Verwandte, 23. Fluß in Frankreich, 25. Teil des Gesichts, 26. Hauptstadt Massachusetts, USA, 28. brasilian. Stadt, 30. Himmelsrichtung, 31. Stadt an der Südwestküste von Hondo, 33. Papageienart, 35. Nebenfluß der Wolga 36. Tabakgift, 38. Teil der Woche, 39. Fußballziel, 40. Frauengestalt aus „Die Fledermaus", 41. Rohstoff für Heilmittel, 43. Gasthausangestellter, 44. Weinglas, 46. arab. Hafenstadt, 47. Hohn, Boshaftigkeit, 49. Nahrung, Mahlzeit, 51. Zarenerlaß, 54. Kleiderbehälter, 55. Teilzahlungsbetrag, 56. indischer Held, 58. ital. Stadt a. d. Etsch, 59. Hast, 60. Baumaterial, 61. lat.: vor, auch Vorsilbe, 62. dtsch. Schriftsteller † 1906, 63. Kurort in Tirol.

Senkrecht: 1. Mädchenname, 2. Bergfeste in Messenien, 3. Küchengerät, 4. weiße Ameise, 5. englisch: Ulme, Rüster, 6. Landmann, 7. Bodenertrag, 8. altperuanisches Herrschergeschlecht, 9. bayr. Alpenschriftsteller, 10. Hauptstadt Albaniens, 11. Tagesende, 12. Fußrücken, Handgelenk, 13. Herbstblume, 20. arab.: Sohn, 21. Oper von Puccini, 22. Apfelsorte, 24. Name eines Wochentags, 25. Halbaffe, 26. Wasserfahrzeug, 27. Singvogel, 28. Taufzeuge, 29. Kleiderzier, 31. Fluß im Harz, 32. röm. Sonnengott, 33. Ur-Teilchen, 34. lk. Nebenfluß der Traun, 37. röm. Kalenderbezeichnung, 42. Destillationsgefäß, 43. Hauptort der dän. Insel Fünen, 44. Blume, 45. kroatischer Physiker † 1943, 46. Bewohner eines Erdteils, 47. Gradeinteilung, 48. Ordensgeistlicher, 50. Holzsplitter, 51. Feldherr Davids, 52. Raubtier, 53. dtsch. Schriftsteller†, 57. Mädchenkurzname.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a - an - ar - ba - be - bee - bein - ben - beth - bin - cham - da - de - der - do - e - e - e - e - erd - ern - es - eu - gel - gnac - gnon - grün - gutz - horn - hu - im - jew - junk - ki - ko - kon - korb - kow - la - la - la - le - ler - li - li - ma - mä - mam - man - mer - mer - met - mi - mi - mo - na - nar - nas - ne - ne - nek - ni - nich - nim - now - nus - pe - pi - ra - re - rek - ri - ris - ro - rol - row - ru - sa - sa - satt - schanz - se - sen - si - sie - ster - ta - tar - te - te - te - te - ter - ti - tisch - tiv - tor - u - ul - us - vik - wil - sind 39 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Wort von Plautus ergeben. (Ch = ein Buchstabe)

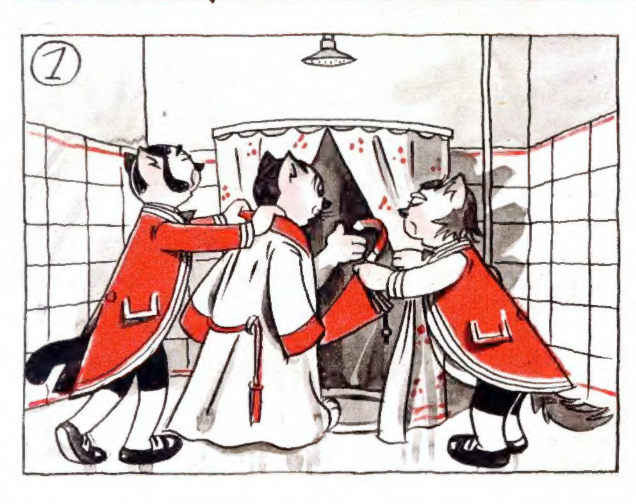
1. Staatsgut ....
2. Landsch. i. Frankreich ....
3. nordnorw. Hafenstadt ....
4. Stadt i. d. Ukraine ....
5. Muse ....
6. Edelstein ....
7. Zahlwort ....
8. Stadt i. Mecklenburg ....
9. Harzart ....
10. Schulleiter ....
11. Aussageform (Gramm.) ....
12. Bodenertrag ....
13. Göttertrank ....
14. Eisenstift ....
15. Grönlandbewohner ....
16. ev. Kirchenliederdichter† ....
17. landwirtschaftl. Gerät ....
18. dtsch. Maler† ....
19. Mädchenname ....
20. Papstkrone ....
21. Verteidigung in alten Festungen ....
22. engl. Dichter† ....
23. Zierpflanze ....
24. russ. Herrscherhaus ....
25. afrikanische Giftschlange ....
26. griech. Göttin ....
27. Verwandte ....
28. Wurstsorte ....
29. Speisepilz ....
30. Sternbild a. südl. Sternhimmel ....
31. Storchvogel trop. Länder ....
32. Nachtvogel ....
33. plumpes, dickhäutiges Huftier ....
34. finn. Komponist ....
35. wohlschmeckende Frucht ....
36. Kinderfahrzeug ....
37. dtsch. Schriftsteller† (Uriel Acosta) ....
38. Christbaumschmuck ....
39. Bekleidungsstück ....

Auflösungen der Rätsel aus Heft 19 auf Seite 55

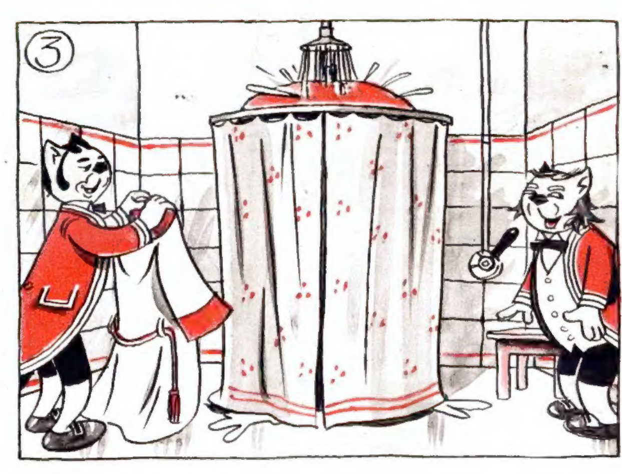


Oskar der Schloßherr

VON CEFISCHER







Die gesunde kalte Dusche

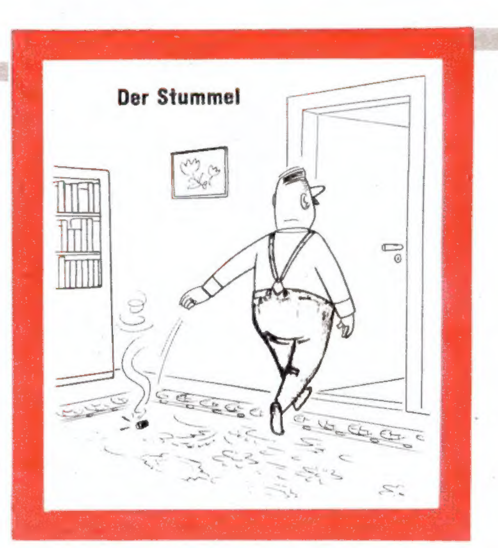


Picknick



Ohne Worte

Der Stummel



Benimm im Walde gezeichnet von O. Stamm

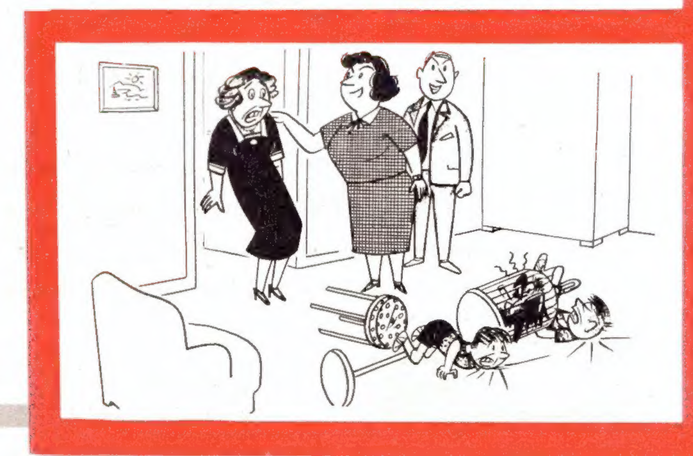
Gesetzt den Fall, man benähme sich zu Hause und bei Bekannten so, wie sich manche (natürlich nicht Sie) im Walde benehmen . . .



Die Couch als „Spielbank"



„Schmidts haben ja 'ne Menge Grünes . . ."



„Regen Sie sich nicht auf! — Die Jungens dachten nur, Ihr Lorchen brütet und wollten mal nach den Eiern sehen . . ."

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE * DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTEUR i. V.: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Jllustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Telefon: Sammelnummer 330441. Fernschreiber 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 50 Pf, Zustellgeld 5 Pf, bei Bezug durch die Post monatlich 2,— DM einschließlich 13,35 Pf Überweisungsgebühr, zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Auslandspreis 70 Pf. Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.
Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Oesterreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany.

Belgien bfr. 7.— · Dänemark dKr. 1.25 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk 70.— · Frankreich ffr. 70.— · Holland hfl. —.60 · Italien Lire 100.— · Norwegen nKr. 1.25 · Oesterreich S. 4.— · Portugal Esc. 5.50 · Schweden sKr. —.85 · Schweiz sfr. —.60 · Spanien pta. 14.— · USA $ —.25





Raucherunsitten

Raucher sind eigenwillige Leute mit verschiedenen Ticks, was man vor allem bei den Anhängern der Zigarette feststellen kann. Nicht betont gern gesehene Gäste sind jene, die wie Pariser Taxichauffeure beim Sprechen ihre Zigarette im Mund behalten. Das ist einmal unhöflich, zum anderen wartet die Hausfrau mit Unruhe darauf, bis endlich die Asche auf die Couch oder auf den Teppich fällt. Mit der Zigarette im Mund zu sprechen, will gelernt sein.

Andere Raucher pflegen zur Unterstreichung ihrer Argumente mit der brennenden Zigarette oder Zigarre dem Zuhörer zu Leibe zu rücken, so daß dessen Jackett in Gefahr gerät, ein rundes Brandloch zu erhalten.

Wieder andere halten beim Gespräch die Finger geschlossen um ihre Zigarette, so daß nur ein kleines Ende vom Mundstück zwischen Daumen und Zeige- und Mittelfinger herausragt. Plötzlich lassen die im Gespräch Vertieften entsetzt ihren Glimmstengel fallen, weil sie sich die Hand verbrannten. Das passierte ihnen schon gut ein dutzendmal, aber immer wieder werden sie ein Opfer dieser Angewohnheit. Psychologen bezeichnen übrigens solche Raucher als „verschlossene Charaktere".

Mit ihrer Nervosität stecken den Gesprächspartner jene Raucher an, die im Abstand von wenigen Sekunden ihre Asche abzuklopfen versuchen. „Ja, wissen Sie, gnädige Frau" – tip tip tip – „als ich vor drei Wochen in Rapallo war, traf ich dort" – tip tip tip – „doch tatsächlich den Prokuristen Kleinholz, Sie wissen, von Schulze und Schmidt" – tip tip tip – „aber keinesfalls allein. Er hatte eine entzückende schwarzhaarige Dame" – tip tip tip – „auf der Strandpromenade an seiner Seite. Nun frage ich Sie, bei aller Anerkennung von Kleinholzens Fähigkeiten" – tip tip tip – „verdient er denn so viel Geld?"

Fürwahr: sage mir, wie du rauchst, und ich sage dir, wer du bist!

Im nächsten Heft:
Die mißhandelten Bücher